MASTER NEGATIVE NO. 92-80656-4

AUTHOR:

LENSCHAU, THOMAS

TITLE:

DIE DEUTSCHEN STAMME UND IHR...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1923

Master Negative #

92-80656-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

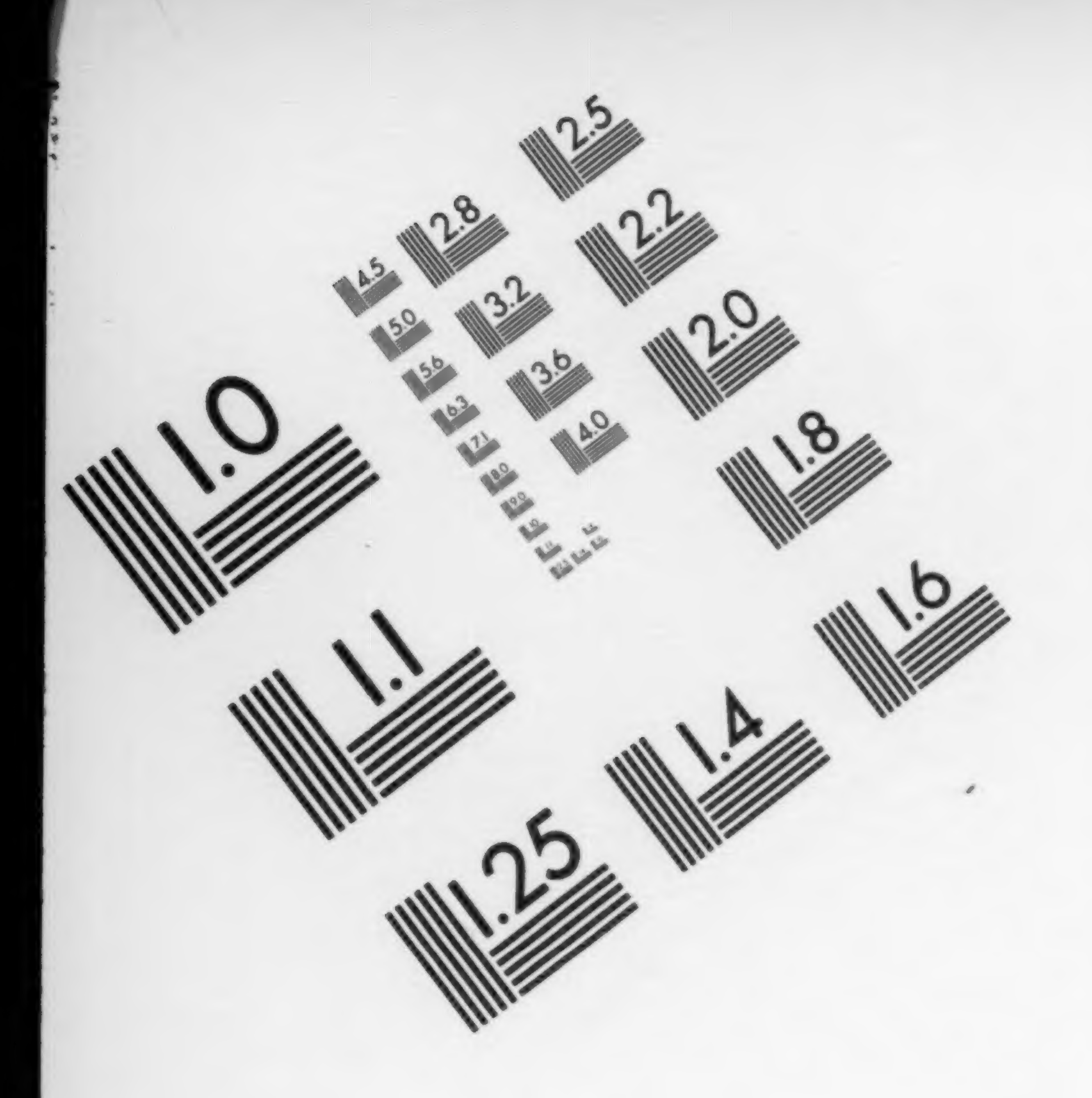
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

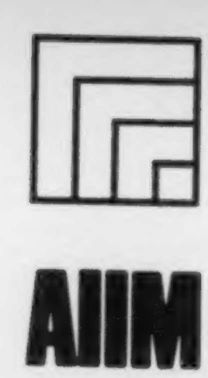
Lenschau, Thomas
... Die deutschen stämme und ihr anteil am leben der nation, von dr. Th. Lenschau. Leipzig, Quelle, 1923.
viii, 95 p. 18½ cm. (Wissenschaft und bildung ... 191)

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 10X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8/26/93 INITIALS SS
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

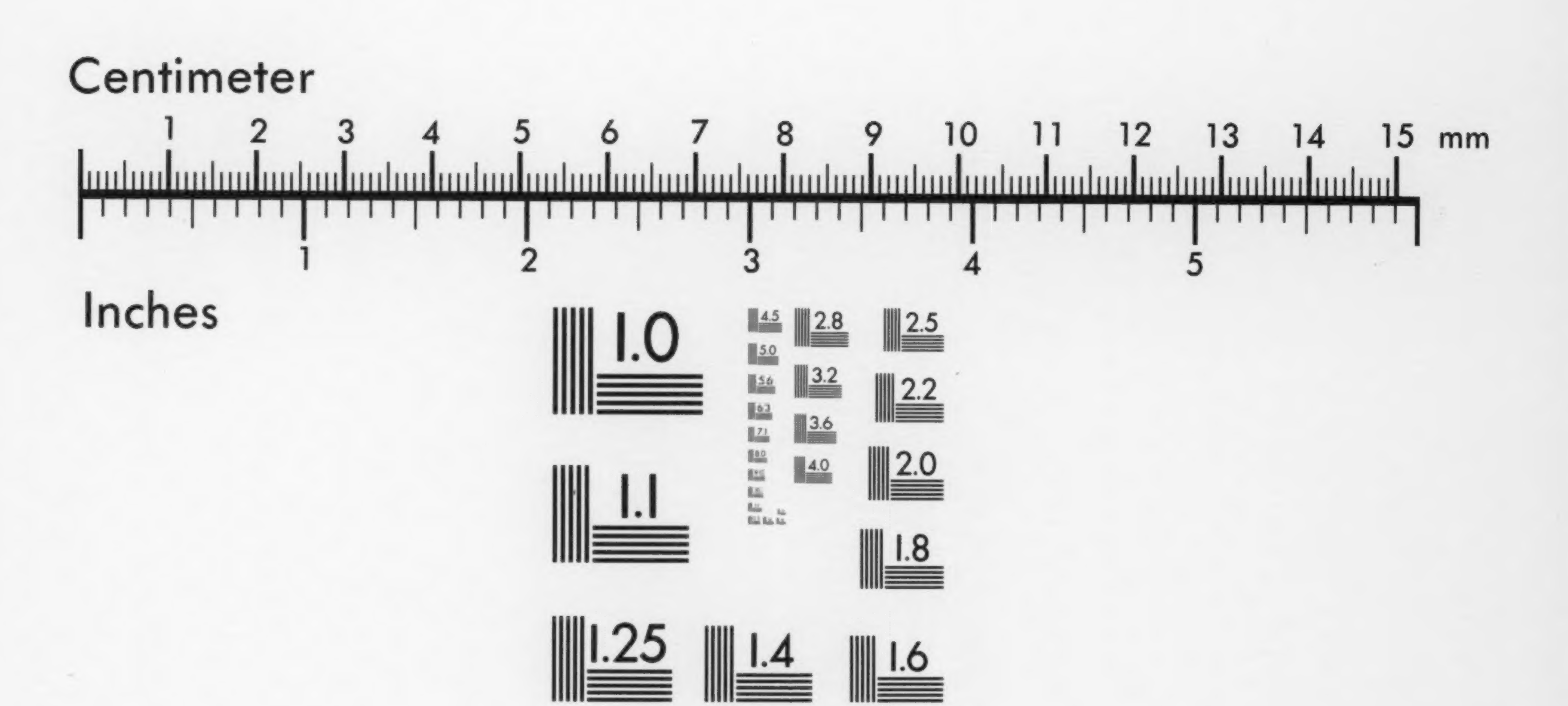




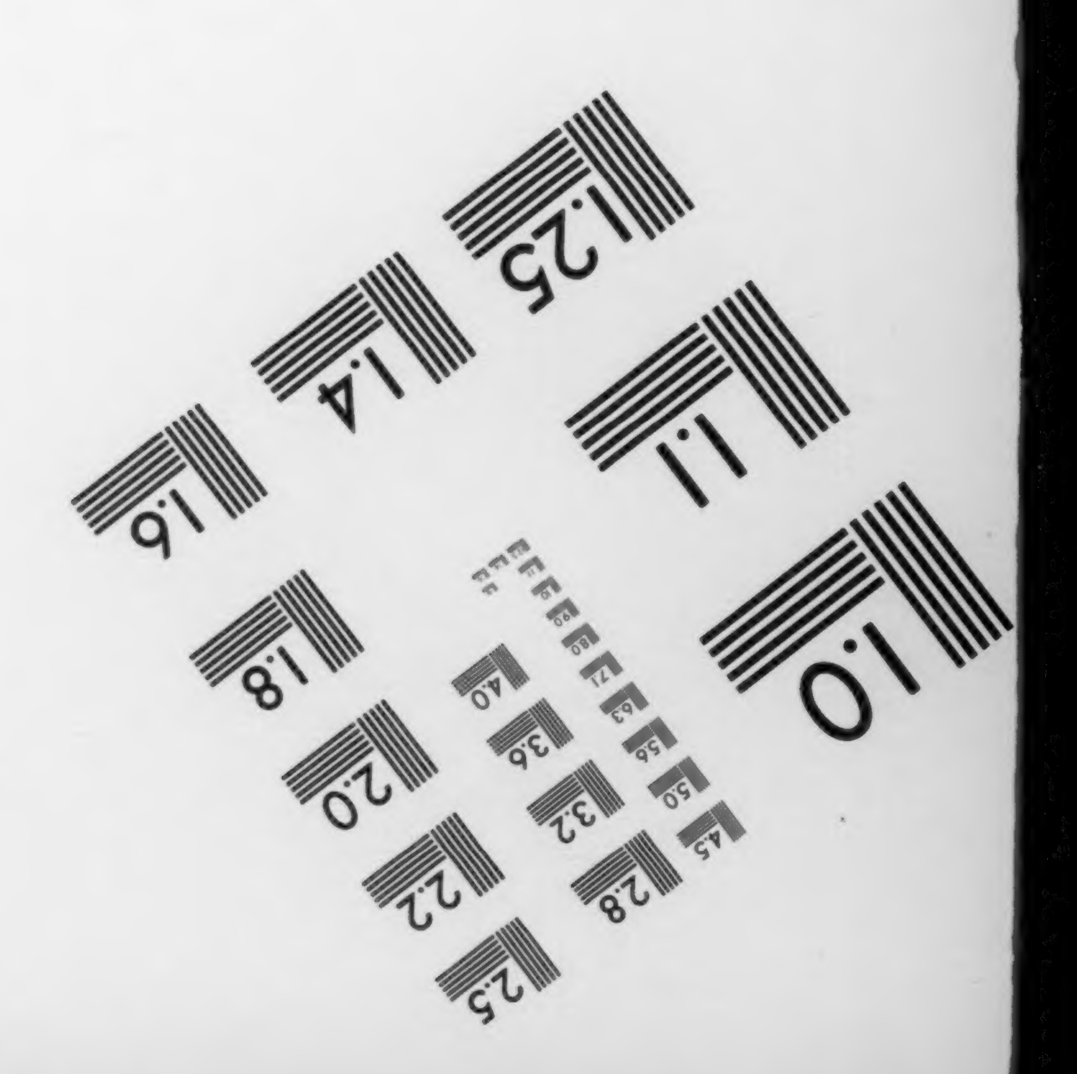
AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202









Die deutschen Stämme

und ihr Anteil am Leben der Nation

von

Th. Lenschau



Quelle & Me[illegible] Leipzig



Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Die Sammlung will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.

Jeder Band umfaßt 124—196 Seiten zum Teil mit zahlr. Abbildungen. Geb. je nach Umfang M. 3.— bis M. 5.— u. Teuerungszuschl. des Verlags.

Religion

Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte Von Professor Dr. N. Söderblom

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr 2. Aufl.

Sabbat und Sonntag Von Professor Dr. H. Meinhold

Einführung in das Alte Testament Von Professor Dr. M. Löhr

Die Poesie des Alten Testaments Von Professor Dr. E. König

Geschichte des Judentums Von Professor Dr. H. Meinhold

David und sein Zeitalter Von Professor Dr. B. Baentsch

Die israelitischen Propheten Von Professor Dr. W. Caspari

Das Christentum Fünf Vorträge von Geheimrat Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch

Christus Von Professor Dr. O. Holtzmann 2. Aufl.

Paulus Von Prof. Dr. R. Knopf

Das apostolische Glaubensbekenntnis Von Prof. Dr. K. Thieme

Die evangelische Kirche und ihre Reformen Von Professor Dr. F. Niebergall

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart Von Prof. Dr. A. Hunzinger 3. Aufl.

Philosophie / Pädagogik

Einleitung in die Philosophie Von Professor Dr. P. Menzer 2. Aufl.

Geschichte der Philosophie Von Professor Dr. A. Messer 3 Bde. 4. Aufl.

Philosophie der Gegenwart Von Professor Dr. A. Messer 3. Aufl.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich Von Prof. Dr. C. Wenzig 2. Aufl.

Hauptfragen der Lebensgestaltung Von Professor Dr. A. Hunzinger 2. Aufl.

Rousseau Von Geheimrat Professor L. Geiger

Immanuel Kant Von Professor Dr. E. v. Aster 2. Aufl.

Einführung in die Psychologie Von Professor Dr. H. Dyroff 4. Aufl.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Professor Dr. E. Mangold 2. Aufl.

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes Von Prof. Dr. A. Bühler

Charakterbildung Von Professor Dr. Th. Elsenhans. 3. Aufl.

Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage Von Professor Dr. W. Peters

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik Von Professor Dr. W. Rein

Sprache / Literatur

Unser Deutsch Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Kluge 4. Aufl

Lautbildung Von Professor Dr. L. Sütterlin 2. Aufl.

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 2. Aufl.

Das Märchen Von Prof. Dr. Fr. von der Leyen 2. Aufl.

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Prof. Dr. G. Holz 3. Aufl.

Lessing Von Geh.-R. Prof. Dr. R. M. Werner † 2. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Witkowski

Das klassische Weimar Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 4. Aufl.

Einführung in Goethes Faust Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 5. Aufl.

Schweizer Dichter Von Professor Dr. A. Frey 2. Aufl.

Kunst

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl.

Das System der Ästhetik Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl.

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören Von Prof. Dr. A. Schering 3. Aufl.

Grundriß der Musikwissenschaft Von Professor Dr. phil. et mus. H. Riemann 3. Aufl.

Das Klavier und Klavierspiel Von Professor Dr. E. Schmitz

Mozart Von Prof. Dr. H. Frhr. v. d. Pfordten 2. Aufl.

Beethoven Von Prof. Dr. H. Frhr. v. d. Pfordten 3. Aufl.

Richard Wagner Von Professor Dr. E. Schmitz 2. Aufl.

Schubert und das deutsche Lied Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten 2. Aufl.

Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten

Robert Schumann Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten

Christliche Kunst Von Superintendent R. Bürkner

Christliche Kunst im Bilde Von Prof. Dr. G. Graf Vitzthum

Städtebaukunst Von Stadtbauinsp. Dipl.-Ing. Ehlgötz

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Deutsche Malerei seit 1870 Von Prof. Dr. W. Waetzold 2. Aufl.

Geschichte

Eiszeit u. Urgeschichte des Menschen Von Prof. Dr. J. Pohlig 3. Aufl.

Die Indogermanen Von Prof. Dr. O. Schrader 3. Aufl.

Altorientalische Kultur im Bilde Von Dr. J. Hunger und Prof. Dr. H. Lamer

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Prof. Dr. H. Winckler 2. Aufl.

Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Frhr. W. v. Bissing 2. Aufl.

Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. Frhr. R. v. Lichtenberg 2. Aufl.

Griechische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 2. Aufl.

Vom Griechentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer

Vom Judentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer

Römische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 3. Aufl.

Zur Kulturgeschichte Roms Von Geh. R. Prof. Dr. Th. Birt 3. Aufl.

Das alte Rom Sein Werden, Blühen und Vergehen Von Prof. Dr. E. Diehl 2. Aufl.

Cäsar Von Hauptm. G. Veith

Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof. Dr. H. Dragendorff 2. Aufl.

Die germanischen Reiche der Völkerwanderung Von Prof. Dr. L. Schmidt 2. Aufl.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. H. Fischer 2. Aufl.

Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte Von Prof. Dr. O. Lauffer

Niederdeutsche Volkskunde Von Prof. Dr. O. Lauffer

Das deutsche Haus in Dorf und Stadt V. Prof. Dr. O. Lauffer

Vom Vikingerschiff zum Handelstauchboot Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. B. Schmeidler

Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde V. Prof. Dr. P. Herre

Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.

Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.

Die deutsche Revolution (1548) Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Brandenburg 2. Aufl.

Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant A. Schwarte

Seehelden und Admirale Von Vize-Admiral H. Kirchhoff

Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell 2. Aufl.

Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorff

Die Polarvölker Von Dr. H. Byhan

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Einführung in d. Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Radbruch 3. Aufl.

Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Vierkandt 2. Aufl.

Grundlinien des deutschen Staatswesens V. Geh. Hofr. Dr. R. Schmidt

Staatsbürgerkunde Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Bernheim 2. Aufl.

Politik Von Professor Dr. Fr. Stier-Somlo 4. Aufl.

Unsere Gerichte und ihre Reform Von Professor Dr. W. Kisch

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Die deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 3. Aufl.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. O. Spann 6. Aufl.

Soziale u. wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. P. Mombert

Grundprobleme d. Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. W. Heller

Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. W. Wygodzinski 4. Aufl.

Volkswirtschaft und Staat Von Professor Dr. E. Kindermann

Die Hauptprobleme der Sozialisierung Von Prof. Dr. A. Amonn

Die Praxis des Bank- und Börsenwesens Von Bankdirektor J. Steinberg 2. Aufl.

Die Großstadt u. ihre sozialen Probleme V. Prof. Dr. A. Weber 2. Aufl.

Die Kleinwohnung Studien z. Wohnungsfrage Von Baudirektor Prof. F. Schumacher 2. Aufl.

Der Mittelstand und seine wirtsch. Lage Von Synd. Dr. J. Wernicke

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 2. Aufl.

Abriß der Sozialpolitik Von Dr. L. Heyde

Fürsorgewesen Von Prof. Dr. Chr. Klumker

Soziale Säuglings- u. Jugendfürsorge V. Prof. Dr. A. Uffenheimer

Von der Hacke zum Pflug Garten u. Feld, Bauern u. Hirten in unserer Wirtschaft u. Geschichte Von Prof. Dr. Ed. Hahn 2. verb. Aufl.

Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Prof. Dr. F. Dahl

Der Tierkörper Seine Form und sein Bau Von Privatdozent Dr. E. Neresheimer

Licht und Leben im Tierreich Von Professor Dr. W. Stempell

Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. Hennings

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Professor Dr. E. Zimmer 2. Aufl.

Das Wasservogelleben Von Studienrat Dr. A. Voigt

Das Schmarotzertum im Tierreich Von Hofr. Prof. Dr. L. v. Graff

Tier- u. Pflanzenleben des Meeres Von Prof. Dr. A. Nathanson

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Professor Dr. F. Rosen 2. Aufl.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche Von Professor Dr. Giesenhagen

Pflanzengeographie Von Professor Dr. P. Graebner

Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Proɪessor Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler

Zimmer u. Balkonpflanzen V. Garteninsp. P. Dannenberg 2. Aufl.

Kryptogamen Von Professor Dr. M. Möbin-

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehe 2. Aufl.

Unser Garten Von Garteninspektor Fr. Zahn

Anthropologie / Hygiene

Lebensfragen Der Stoffwechsel in d. Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens

Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Leute aus dem Dreisatale

Roman von **Gustav Schröer.** ---- 363 Seiten. Geheftet ---- M. 16.—. Gebunden ---- M. 24.— :: :: :: :: :: :; :: ::

Zwei Bauernhöfe im Hochtale und tief in den Wäldern die Gemeinde der Köhler sind der einsame Schauplatz dieser Dichtung. Ein vom Schicksal Zerschlagener findet dort Zuflucht und Heimstatt. In stillem inneren Werdegang wächst er hinein in das starke Menschentum der Bauern und Köhler, denen in der Bergeinsamkeit ein eigener tiefer Sinn des Lebens aufgegangen ist. Schröers Roman ist eine tiefbeseelte Dichtung von seltener Schönheit.

Vom Baume der Erkenntnis

Von **Fritz Schumacher.** 275 Seiten. Gebunden M. 18.— :: :: :; ::

Fritz Schumacher, der große Architekt Hamburgs und derzeitige zweite Bürgermeister Kölns gehört zu unseren bedeutendsten lebenden Künstlern. In diesen geistvollen Phantasien und Satiren, die neben und aus seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, läßt er uns einen Blick tun in sein reiches Innenleben. Tiefgrübelnder Ernst, abgeklärter Humor auch in der Satire, reichdichterische Phantasie klingen hier zu einer vollen Sinfonie zusammen.

Das neue Geschlecht

Ein Roman v. **Johan Skjoldborg.** 256 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—

„Während ringsum in der Welt unter dem Lärm des Weltkrieges die Lebenszuversicht zusammenbrach, hat Johan Skjoldborg in seinem Neuen Geschlecht ein Werk geschaffen voll Glauben, Heiterkeit und Zukunftshoffnung. Es ist ein Bauernroman, den man geradezu ein soziales Bauernidyll nennen kann. Die skandinavische Kritik hat, um die Strömung des Romans zu kennzeichnen, an den Geist erinnert, der in Goethes Hermann und Dorothea herrscht."

Chemnitzer Tageblatt.

Schwarze Strahlen

Roman von **Armin Steinart** (F. A. Loofs). 327 Seiten. Geh. M. 5.—. Gebunden M. 10.—

„Dieses neue Werk Armin Steinarts ist wie die früheren durchpulst von einer mit Inbrunst auf das Piedestal erhobenen, mit Erregung vorgetragenen Nächsten- und Menschenliebe. Selbst die Gewalt des unseligen Weibes steht im Lichte dieser kostbaren altruistischen Idee. Ein ernstes, allerdings nicht für Backfische bestimmtes Werk. Man liest das Buch mit Ergriffenheit und Spannung."

Kasseler Allgem. Ztg.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Der Wolkenschulze

Von **Max Jungnickel.** In alter Fraktur geschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande M. 8.— :: :: :: :: :: :: :: :: ;: ::

„Auch aus dieser neuesten Prosadichtung Jungnickels klingt der süße Zauber seiner reinen Lebensauffassung. Wie Jesus im Frühlingsprangen unter dem Jubel der Bewohner ins einsame Thüringer Dörfchen seinen Einzug hält, wie er mit den Bauern spricht und hungernde Hände stillt, um dann in der Christnacht von allen verlassen hinausziehen zu müssen, ist von schlichter Tragik und tief ergreifend."

Der Beobachter.

Das Glück in der Sackgasse

Roman. Von **Hermann Kurz.** 326 Seiten mit Buchschmuck. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: :: :: ::

„Der Zauber geruhsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altväterlichen Kleinstadtlebens heimeln uns hinter bunten Butzenscheiben und lavendelduftigen Gardinen an. Aber über allem Irdischen, Stofflichen jubiliert die reine Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen an Spitzwegs Gemälden, seine Ohren an Mozarts Flötenchören satt trank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der schelmische Amor bis in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft."

Der Tag.

Der Platz an der Sonne

Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- u. Kolonialgeschichte. Von **Georg Lehfels.** 323 Seiten mit Buchschmuck. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und, da er auf dem Gebiete der preußischen Marine und ihrer Geschichte Fachmann ist, auch zu belehren."

Der Tag.

Die große Woge

Ein Hamburger Roman aus d. Franzosenzeit. V. **Georg Lehfels.** 281 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

„Der fesselnde Roman spielt in Hamburg, er schildert das Schicksal einer Großkaufmannsfamilie des Hauses „Senator Kellhusen". Auch in der Herausarbeitung der französischen Typen und ihres elegant schäbigen Milieus — vom ritterlichen königlichen Offizier herab bis zum Modegecken und verkommenen Spieler — zeigt der Dichter eine sichere, scharf zeichnende Hand."

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Birt.** 2. Aufl. 318 S. m. 6 Tafeln. Gebunden M. 9.— :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Einer unserer besten Kenner des Altertums, Professor Birt, gibt in diesem ansprechenden Werk ‚Novellen und Legenden' aus der griechischen Literatur. Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven heraus ... Die Geschichten sind in ihrer schlichten und doch klassischen Schönheit voller eigentümlicher Werte, die es verständlich erscheinen lassen, daß gerade in jetziger Zeit die versonnene freie Art des Altertums wieder wachgerufen wird."

Die Post.

Von Haß und Liebe Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Birt.** 296 S. mit Buchschmuck. Gebunden M. 12.— :: :: :: :: ::

„Eine köstliche Probe dichterischer Gestaltungskraft bieten diese Erzählungen. Die Sprache ist wohl abgetönt, voll feiner Zier, aber ohne Geziertheit; die Träger der Handlung keine fadengeraden Tugendbolde, die in eckigen Bewegungen über die schwarzweiße Fläche eines Schattenspiels huschen, sondern echte Menschen, mitten in den wirbelnden Kreis eines buntfarbigen Lebens gestellt, klein in ihrem Haß, groß in ihrer Liebe."

Der Sammler.

Die Welt um Rembrandt Geschichtliche Erzählungen aus dem großen Jahrhundert der Niederlande. Von **Walter H. Dammann.** Gebunden M. 30.— :: :: ::

An de Costers Till Uilenspiegel gemahnt dies Buch, in dem ein Dichter den Geist einer großen Zeit, ihr Werden und Vergehen gleichsam in tausend Spiegeln einfängt. Der Dichter blickt nach den Menschen in ihrem Tun und Leiden. Er sieht sie vor der flackernden Brunst dastehen und herumlaufen, bald als verzerrte Schatten, bald grell beschienen. Starr, tobsüchtig, gebrochen, übermenschlich, angespannt, erbärmlich — oder göttlich trotzend. Könige und Bettler, Künstler und Weise, Erbgesessene und fahrendes Volk, Pfaffen und Juden, Soldaten und Dirnen ... Die Welt Rembrandts.

Vaterland / heilig Land Kriegslieder mit Notenbeilage und Buchschmuck. Von **Gustav Falke.** Geb. M. 1.80

„Echte Gustav Falkes sind diese kleinen formvollendeten Gedichte, die sein ganzes lyrisches Talent, seine starke Stimmungs- und Gefühlskraft, seine schalkhafte Heiterkeit zeigen. Lebendig und frisch quillt es uns entgegen, wie aus dem Borne des Volksliedes und einschmeichelnd wie alte Weisen klingen uns diese Verse ins Ohr.

Cölner Tageblatt.

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von **Kurt Felscher.** 308 Seiten. Geb. M. 8.—

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers sicherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, der seine Menschen nicht nur in der stickigen Luft des Salons zu suchen pflegt, wird an dem Buche, seinen echten Menschen und seinen prächtigen Naturschilderungen reine Freude erleben."

Niederschlesische Zeitung.

Bernd Thormann Der Roman eines Künstlers. Von **Hanns Gobsch.** 181 Seiten. Geb. M. 14.— :: :: :: ::

Es ist ein Buch der Stille und Verinnerlichung, ein Buch, das von opferfreudiger Liebe und Künstlersehnsucht erzählt. Aber diese Stille und Abgemessenheit, die über dem Romane liegen, gleichen verhüllenden Schleiern, hinter denen ein tiefinnerer Kampf brennt. Das sehnsüchtige Ringen und Tasten eines Bildhauers nach vollendetem künstlerischen Ausdruck, nach der Gestaltung eines Meisterwerkes, das dem Künstler zur Erlösung werde und seine inbrünstigen Wünsche still mache. Eine Sehnsucht nach überwindender Stille.

Dunkel über Preußen Historischer Roman. Von **Franz Herwig.** Etwa 256 S. Geh. M. 11.—. Geb. M. 18.—

Der Roman spielt in einer Zeit, die in mancher Hinsicht an die Wilhelminische Epoche erinnert, die aber in ihrem „Sturm und Drange" und ihrer Sehnsucht zurück zur Natur uns heute besonders nahe steht. Gespensterisch beleuchtet der alte Fritz die Szene, und der Eifer einzelner Patrioten liegt wie ein abendrötliches Licht auf ihr. Es graut schon der Tag von Jena. Im Mittelpunkt steht die Liebesgeschichte der schönen Julie von Voß und Friedrich Wilhelm II.

Das Licht der Heimat Roman. Von **August Hinrichs.** 2. Aufl. 400 S. Geheftet M. 10.—. Gebunden M. 16.—

„Unsere niederdeutsche, bodenständige Dichtung, der so manches Feste und Wertvolle zu verdanken ist, hat mit diesem neuen Buche des Oldenburger Dichters August Hinrichs ein unvergleichliches, kostbares Geschenk erhalten, ein Geschenk, auf das sie stolz sein darf, und das sie hüten und wahren muß. Es ist nicht nur ein niederdeutsches, es ist ein deutsches Buch. Arbeit, Arbeit, und immer wieder deutsche Arbeit, das gibt dem Buch seinen Wert. Ein Entwicklungsroman ist diese starke Geschichte. Aber auch eine Geschichte der Mutterliebe. Darum birgt sie große Werte in sich."

Bremer Tageblatt.

TH. LENSCHAU

Die deutschen Stämme

*

TH. LENSCHAU

Die deutschen Stämme

*

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
191

Die deutschen Stämme

und ihr Anteil am Leben der Nation

Von

Dr. Th. Lenschau



1 9 2 3

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

*
Druck von Oswald Schmidt G. m. b. H.
Leipzig

Printed in Germany

Vorwort

Der schwierigen Aufgabe, die Wesensart eines Volkes zu schildern, kann man sich auf zwei Wegen nähern: einmal vom Umfang her, dadurch, daß man von den Lebensäußerungen der Einzelpersonen ausgeht, sodann aber auch von der Mitte aus, indem man aus einem Punkt diese Lebensäußerungen zu begreifen und zu erklären sucht; beides ist in der nachfolgenden Arbeit versucht worden. Aber leider ist es nur bei einem Versuch geblieben und das liegt daran, daß die Volkskunde der Stämme noch nicht überall die richtige Bearbeitung gefunden hat: das Augenmerk der Sammler ist meist nicht genügend auf die großen, durchgehenden Eigenheiten gerichtet und so läuft das örtlich Begrenzte, das zufällig Entstandene, ja zuweilen das rein Individuelle Gefahr, als Merkmal des Stammes zu gelten. Weiter aber liegt auch die Frage nach der Stammeszugehörigkeit, die Nadler zuerst mit so hervorragendem Erfolg behandelt hat, noch sehr in den Anfängen, was man besonders dann empfindet, wenn es sich darum handelt, den Anteil der Stämme am geistigen Leben der Nation zu bestimmen. Nur bei wenigen der bedeutenden Männer, von denen auf den nachfolgenden Blättern die Rede sein wird, kennen wir die weitere Abstammung, die nach rückwärts über den Geburtsort hinausreicht; hier ist der Einzelforschung noch ein weites Feld vorbehalten.

Trotz dieser Mängel mußte der Versuch gemacht werden, schon als Gegengewicht gegen die Eintagsbestrebungen derer,

die die Wesensart einer Nation zu ihrem vermeintlichen Heile umprägen zu können glauben und sich den großen Namen des Volkserziehers beilegen. Die Natur des Einzelnen spottet meist der Erziehung, die des Volkes tut es immer und nur seine Schicksale sind es, die bald diesen, bald jenen Zug seiner Wesensart stärker herausarbeiten, während es selber davon unberührt bleibt, so lange nicht tiefgehende Blutmischung sein innerstes Wesen verändert.

Berlin, 15. April 1923

Lenschau

Inhaltsverzeichnis

*

Erstes Kapitel

Die Entstehung der deutschen Stämme

Wenn man den Gesamtverlauf der deutschen Geschichte von ihren Anfängen bis heute betrachtet, so erkennt man ganz deutlich das Gegeneinanderwirken zweier verschiedenen Kräfte, von denen die eine auf stärkere Zusammenfassung, die andere auf Zersplitterung des Volksganzen gerichtet ist. Jene hat ihre Ursache meist in wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, unter denen der Druck der Nachbarvölker obenan steht, diese entspringt dem Trieb nach Selbständigkeit des Einzelnen, der bei keinem indogermanischen Volk so stark ausgebildet ist wie bei Griechen und Germanen, und durch die natürliche Beschaffenheit des unserem Volke zugewiesenen Lebensraumes sehr erheblich unterstützt wird. Beide Kräfte lösen in ihrer Wirkung einander ab, wobei die Zeiten der Einigung meist durch ein starkes Streben nach Erweiterung der völkischen Grenzen, die der Lockerung durch die Ablösung einzelner Volksteile und Stämme gekennzeichnet sind.

Zu Cäsars und Tacitus' Zeit finden wir unser Volk in eine Masse kleiner und kleinster Stämme zersplittert: nur in religiöser Hinsicht gab es im 2. Jahrhundert noch gewisse Einheiten (Ingwaeonen, Istwaeonen, Herminonen), die auf einen früheren engeren Zusammenhang hindeuten. Allein mit dem Anfang des 3. Jahrhunderts beginnt die Einheitsbewegung, die dann zur Zusammenfassung aller im Lande verbliebenen Stämme zum Reich Karls des Großen und weiter zur Einigung unter dem Kaisertum der Sachsen, Franken und Hohenstaufen geführt hat. Dabei ward gleichzeitig die Kolonisation des Ostens eingeleitet, aber freilich bereitete sich auch im Inneren bereits eine Auflockerung des Gefüges durch das Eindringen des Lehnsstaates vor. Um

die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts setzt dann die Gegenbewegung ein, die durch zwei große politische Katastrophen, den Sturz Heinrichs des Löwen und den zwei Menschenalter später folgenden Untergang der Hohenstaufen eingeleitet wird. Niedersachsen, Franken und Schwaben fielen damals einer völligen Zersplitterung in kleinere und kleinste Staatengebilde anheim. Dann vollendeten die wiederholten Erbteilungen der Ernestiner die Zertrümmerung Kursachsens und gleichzeitig begannen sich im Süden die Schweiz, im Westen die Niederlande mehr und mehr vom Reichskörper loszulösen, während im Südosten die Verselbständigung der habsburgischen Lande immer weitere Fortschritte machte. Im Westfälischen Frieden von 1648 war bei vollständigem Zerfall der Zentralgewalt der Höhepunkt dieser Entwickelung erreicht; von da beginnt in dem tief darnieder liegenden Volke allmählich wieder das Streben nach Einigung, das mit der Gründung des preußischen Staates zum erstenmal deutlich erkennbar wird. Unter starker Einwirkung des Auslandes machten dann der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und der Wiener Kongreß von 1815 der reichsunmittelbaren Herrlichkeit ein Ende: der deutsche Bund, der an die Stelle des in dreihundert Staaten zerfallenden alten Reichs trat, setzte sich nur noch aus 36 Bundesgliedern zusammen. Einen weiteren Fortschritt in der Einigung brachten die Kriege von 1866—1871: zum neuen deutschen Reich verbanden sich 1871 nur noch 26 Staaten, darunter das neuerworbene Reichsland Elsaß-Lothringen. Durch Aussterben einzelner Linien fielen die beiden Reuß und die beiden Schwarzburg zusammen. Die Umwälzung des Jahres 1918, die allerdings durch den unglücklichen Friedensschluß von Versailles weite Strecken deutschen Landes vorübergehend dem Reich entfremdete, hat dann die Einigungsbestrebungen erneut gefördert, indem die Kleinstaaten der Mitte sich zum Freistaat Thüringen vereinigten, so daß heute nur noch 18 Länder den Bestand des deutschen Volksstaates ausmachen. Offenbar ist die Einheitsbewegung auf dem Marsche, wie das auch manche gesetzgeberischen Maßnahmen der neuesten Zeit, wie z. B. die Erzbergersche Neugestaltung der Steuergesetzgebung und der Übergang der Eisenbahnen an das Reich, erkennen lassen. Im ganzen aber

zeigt sich unverkennbar das anfangs erwähnte Gegenspiel beider Kräfte, das eine geradlinige Entwickelung von der Vielheit zur Einheit, wie sie bei unseren westlichen Nachbarn stattgefunden hat, verhinderte und damit jene vielbeklagte Schwäche des völkischen Bewußtseins erzeugte, das auch heute noch lange nicht wieder die Stärke erreicht hat, wie es sie einst unter den Hohenstaufenkaisern besaß.

In diesem Hin und Her der Entwickelung spielen nun die deutschen Stämme eine bedeutende Rolle, indem sie regelmäßig bestimmend hervortreten, wenn die eine der beiden geschilderten Bewegungen in ihr Gegenteil umzuschlagen droht. Sie erscheinen gleichsam als das Medium, durch das die Entwickelung hindurch muß, und so verlohnt es sich wohl, ihrer Entstehung nachzugehen, die sich im 3. bis 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vollzogen hat. Den Beginn machen die Sachsen, bis dahin ein verhältnismäßig unbedeutender Stamm an dem rechten Ufer der Unterelbe, etwa im heutigen Stormarn, der um 250 sich auszubreiten beginnt: zunächst besetzen sie das von den Longobarden verlassene Gebiet auf dem linken Elbufer, die Gegend um Lüneburg und Harburg, breiten sich aber dann durch Eroberungen oder durch Angliederung der zwischenliegenden Stämme (Chauken, Angrivarier u. a.) bis zur Rheinmündung aus: nur die Friesen wahren sich ihnen gegenüber am Saum der Küste und auf den Inseln eine selbständige Stellung. Von der Rheinmündung aus erfolgt dann die Eroberung Englands von 450 ab, so daß tatsächlich einmal sächsisches Gebiet von der Elbe im Osten bis zum Severn im Westen gereicht hat. Noch lange blieb eine Art Einheitsbewußtsein bestehen: Ottos des Großen Gemahlin war eine angelsächsische Prinzessin, und noch Heinrich der Löwe holte sich seine Braut von den englischen Plantagenets, die später sogar dem deutschen Reich in Richard v. Cornwallis einen deutschen Kaiser gaben, dessen Anerkennung freilich auf den stammverwandten Nordwesten beschränkt blieb. Weiterhin schuf die Berufung der Welfen auf den englischen Königsthron manch neue Beziehung zwischen England und dem sächsischen Nordwesten, die sogar den Weltkrieg überdauert hat und, wie das Vorhandensein einer welfischen Partei in Hannover zeigt, auch heute noch nicht

ganz ausgestorben ist. — Unmittelbar auf die der Sachsen folgte die Einigung der Franken, deren Name sich zuerst in Ciceros Briefen findet und wohl die Freien bedeutet, wie sich die unabhängig gebliebenen Frankenstämme zur Unterscheidung von den in römische Dienste getretenen bezeichneten. Aus den Stämmen am Niederrhein, Batavern, Kanninefaten, Chamaven und Chattuariern, bildeten sich die Salfranken, so genannt nach dem Salaland im südlichen Holland, das den Kern ihres Gebietes ausmachte. Dagegen schlossen sich die kleineren Stämme vom rechten und linken Rheinufer (Brukterer, Marsen, Tenkterer und Amsivarier) zu den Ribwariern zusammen, zu denen als dritter Hauptstamm die Katten oder wie ihr Name seit der oberdeutschen Lautverschiebung lautet, die Hessen hinzutraten: gegen Ende des 5. Jahrhunderts vollzog sich die Einigung der drei Hauptstämme unter Chlodwigs Führung, so daß das fränkische Gebiet etwa von der Rheinmündung auf beiden Seiten des Stromes bis zur Einmündung des Mains reichte. Nicht so genau sind wir über die Vorgänge unterrichtet, die zur Gründung des thüringischen Reichs führten, das um 500 alle Stämme links von Elbe und Saale zwischen Harz, Thüringerwald und Fichtelgebirge umfaßte; nur so viel ist sicher, daß den Kern der mächtige Stamm der Hermunduren bildete, der mindestens seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert in diesen Gegenden ansässig war und allmählich wohl die kleineren Nachbarstämme aufsog. Dagegen hatte sich im Südwesten des Vaterlandes im 3. Jahrhundert ebenfalls eine wichtige Neubildung vollzogen. Im Jahre 213 erscheint zum ersten Male in der Geschichte der Name der Alemannen als eines Volkes am mittleren Main, und da gleichzeitig der große rechtselbische Stamm der Semnonen verschwindet, so geht die allgemeine Ansicht dahin, daß wir es beidemal mit demselben Volke zu tun haben, das aus seinen ursprünglichen Sitzen im heutigen Brandenburg auswanderte und durch andere suevische Stämme verstärkt sich im Südwesten eine neue Heimat begründete. Vom Mittelmain ausgehend erfüllten sie das römische Dekumatenland, wurden aber beim Versuch, den Rhein zu überschreiten, von Julian 357 blutig zurückgeschlagen. Erst die Abberufung der rheinischen Legionen durch Stilicho 405

bahnte ihnen den Weg, worauf sie sich auch auf dem rechten Rheinufer ausbreiteten: im Norden grenzten sie bei Mainz an die Franken, im Süden reichte ihr Gebiet bis zum Alpenwall, schloß also auch die heutige Schweiz ein. Am spätesten vollzog sich die Stammesvereinigung im Südosten. Hier hatte im Beginn unserer Zeitrechnung Marbod ein mächtiges Markomannenreich begründet, das freilich nach seinem Sturz zerfiel; doch machten Markomannen und Quaden noch Kaiser Marc Aurel am Ende des 2. Jahrhunderts viel zu schaffen: sie bewohnten damals die Landschaften Böhmen (Bojahaemum Bojerheim nach den ursprünglich keltischen Bewohnern) und Mähren. Von hier aus müssen sie später — der Zeitpunkt ist nicht genau festzustellen — nach der oberen Donau ausgewandert sein, wo sie zum erstenmal gegen Ende des 5. Jahrhunderts in unsern Quellen als Baiwarôs d. h. böhmische Männer bezeichnet werden, ein Name, der ihnen bis heute verblieben ist. Auch hier liegt die Annahme nahe, daß sich an den ursprünglich markomannischen Kern andere Völkersplitter angegliedert haben, zumal in ihrem Gebiet der meist benutzte Übergang nach Italien, der Brennerpaß, gelegen ist: insbesondere mögen ostgotische Familien, die in den Alpen wohnten und dem Säuberungsmarsch des Narses entgingen, sich den Baiern angeschlossen haben.

Wenn auch die letzten Ursachen der Stammesbildung im Dunkeln liegen, so lassen sich doch eine ganze Reihe von Umständen anführen, die sie erleichtern und begünstigen mußten: wachsende Volkszahl, die den Übergang zum Ackerbau und damit größere Seßhaftigkeit erzwang, vor allem aber die natürliche Beschaffenheit des Landes, über das die Germanen sich etwa seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert ausgebreitet hatten. Werfen wir einen Blick auf die Karte. Die Kreuzung des Juragebirges, das sich im Erzgebirge fortsetzt, mit dem von Südost nach Nordwest streichenden Höhenzug (Böhmer-Franken-Thüringer-Teutoburgerwald) hat in der oberdeutschen Hochebene vom Bodensee bis Wien jenes geschlossene Gebiet geschaffen, in dem alles Wasser zur Donau rinnt, und das die Bildung des bayrischen Stammes begünstigte. Im Südwesten wird durch Schwarzwald und Odenwald einerseits, durch Hardt und

Vogesen andererseits ein zweiter Lebensraum begrenzt, der ursprünglich die Heimat des alemannischen Stammes bildet: doch besaß dieser auch noch den größten Teil des Maingebiets, das heute zu Franken gehört. Das nördlich davon liegende Mittelgebirgsgebiet wird durch Franken- und Thüringerwald in zwei deutlich getrennte Landschaften geschieden, von denen die westliche den Franken, die östliche den Thüringern als Lebensgebiet zufiel, während sich in den weiten nordwestlichen Ebenen der niedersächsische Stamm bildete. In diesen landschaftlich scharf geschiedenen Gebieten hat sich die Sonderart der deutschen Altstämme allmählich herausgestaltet und bis heute erhalten. Stärkere Verschiebungen sind nur an zwei Stellen eingetreten. Chlodwigs Sieg über die Alemannen bei Worms und der etwa gleichzeitige Erfolg Siegberts bei Zülpich entrissen diesen den ganzen nördlichen Teil ihres Gebietes, der nun von Franken besiedelt ward und seitdem ihren Namen trägt; andererseits dehnten die Alemannen ihre Herrschaft auch über die oberdeutsche Hochebene bis zum Lech aus. Im Norden aber gelang es den Sachsen um die Mitte des 6. Jahrhunderts, die Thüringer bis zur Unstrut zurückzudrängen und etwas später faßten sie durch die Eroberung Westfalens, die ins 7. Jahrhundert fällt, auch im deutschen Mittelgebirge festen Fuß. Um 700 sind die Grenzen der deutschen Stämme endgültig festgelegt: im Nordwesten die Sachsen südlich bis zum Westerwald, bis zur Einigung der Weser und zur Unstrut; die Franken zu beiden Seiten des Rheins etwa bis in die Karlsruher Gegend, aber auch im Maintal aufwärts bis Frankenjura, Frankenwald und Thüringerwald, dessen Kamm, der uralte Rennsteig, auch heute noch die Grenze gegen die ostwärts zwischen Unstrut, Saale und Gebirge sitzenden Thüringer bildet. Der Südwesten gehört den Alemannen, mit Einschluß des Neckargebiets, das ein aus Franken und Alemannen gemischter Volksstamm, die Schwaben, bewohnt; der Südosten den Bayern. Das ist die Gruppierung der Altstämme um 700, als die wichtigste Änderung unserer Sprache, die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, sich ihrem Abschluß nähert. Nur dem ältesten der unter diesen Namen zusammengefaßten Vorgänge, der Verschiebung des t zu z oder scharfem s, gelang es über das ganze

Gebiet bis zur niederdeutschen Grenze vorzudringen; die übrigen drangen nur im Inlaut nach Vokalen durch. Schon der zweite, die Verschiebung des p zu pf im Anlaut machte mitten auf dem fränkischen Gebiete halt und ließ das Rheinfränkische und Ribwarische unberührt, während Ostfranken, wo die Franken über alemannischer Grundbevölkerung saßen, und Thüringen sich der Bewegung anschlossen. Die Verschiebung von k zu ch endlich gelang auch nur im Inlaut nach Vokalen, im Anlaut blieb sie sogar auf dem Südwesten beschränkt. In geistiger Beziehung behaupteten die südlicheren Stämme die Führung, in der politischen lösten sie einander ab: auf die Sachsen folgten die Franken und mit den Hohenstaufen der alemannische Stamm. Doch blieb das Reich im wesentlichen süddeutsch, zumal der Norden vom 13. Jahrhundert ab mehr und mehr seine eigenen Wege zu gehen begann.

Mit dem Jahre 1000 etwa setzt nun eine neue, gewaltige Bewegung ein, die machtvolle Ausbreitung des deutschen Volkstums, die durch die wachsende Volkszahl erzwungen sich naturgemäß nach Osten als dem Punkt des geringsten Widerstandes richtete. Die hier eingedrungenen slavischen Völker erwiesen sich als zu schwach, um dem kulturell höher stehenden Deutschen Widerstand zu leisten; nur die Tschechen machten eine Ausnahme, begünstigt durch die Natur ihres Landes, das wie eine Burg in das deutsche Gebiet hineinragt. Sachsen, Thüringen und Bayern beteiligten sich in gleichem Maße an dieser Eroberung: besonders seit der Mitte des 12. Jahrhunderts entwickelten die Schauenburger, Askanier und Wettiner eine umfassende kolonisatorische Tätigkeit, denen im Süden die Babenberger zur Seite traten. An der Ostseeküste entlang drangen die Niedersachsen vor, bis sie in Westpreußen auf die inzwischen entstandenen Siedelungen des deutschen Ordens trafen, dessen Hauptbestandteil fränkische Geschlechter bildeten, wie denn überhaupt weiter südlich in Brandenburg und Posen zu dem sächsischen ein starkes, meist niederfränkisches Element hinzutrat. Von Thüringen und teilweise von Oberfranken her schoben sich andere Siedlerscharen zu beiden Seiten des Gebirges tief ins Slavische hinein; ihren letzten Ausläufer bildeten die Moselfranken in Siebenbürgen, die fälschlich als Sachsen bezeichnet

werden. Im Süden trugen, dem Lauf der Donau folgend und die Gebirgstäler aufwärts, die Bayern deutsche Kultur bis tief ins feindliche Land hinein. So entstanden die Neustämme, von denen Mecklenburger, Pommern und Brandenburger noch deutlich den niedersächsischen Ursprung verraten, während der Schlesier dem Thüringer wesensverwandt erscheint und im Süden der Bayer den Übergang vom Österreicher nicht, wie ein beißendes Sprichwort sagt, zum Menschen, wohl aber zum Deutschen vermittelt. Es lag in der Natur der Sache, daß sich die Weststämme an dieser Eroberung nicht so lebhaft beteiligten; immerhin ist in Mitteldeutschland der fränkische Einschlag in Sprache, Sitte und Recht unverkennbar. Und so sind eigentlich nur die Alemannen an dieser größten deutschen Tat im Mittelalter unbeteiligt geblieben; wo sie später sich dem Osten zuwandten, da sind sie wie die Banater Bauern, die Ansiedler in Südrußland und an der Wolga, vom Zusammenhang mit den Volksgenossen getrennt, deutsche Inseln in der slavischen Völkerflut geblieben.

Zweites Kapitel

Die Altstämme: Friesen und Niedersachsen

Der Nordwesten unseres Vaterlandes, das weite Vorland des deutschen Mittelgebirges, im Westen bis zur holländischen Grenze, im Osten bis zur Elbe, Stecknitz und Trave reichend, ist im wesentlichen von etwa 12 Millionen Niedersachsen und Friesen bewohnt. An zwei Stellen haben, wie gesagt, die Niedersachsen dies Lebensgebiet überschritten, indem sie Nordthüringen bis zur Unstrut und Westfalen bis zur hessischen Grenze eroberten. Aber die Sprachgrenze im Süden deckt sich nicht genau mit der Volksgrenze: jene verläuft von Benrath über Solingen, Remscheid, Gummersbach nach Kassel und schließt auf diese Weise die westfälische Eroberung ein, aber von Kassel ab geht sie über Eichsfeld und Südharz (Heiligenstadt, Sachsa,

Harzgerode) bis zur Elbe oberhalb Magdeburgs, so daß heute Nordthüringen wieder dem mitteldeutschen Sprachgebiet angehört. Tatsächlich sind die Bewohner sächsischen Stammes, und im 15. und 16. Jahrhundert wurde selbst in der Gegend von Halle noch niedersächsisch gesprochen, aber nach und nach hat die starke Beimischung thüringischer Bevölkerung in der Sprache doch wieder das Übergewicht über die sächsischen Eroberer erlangt.

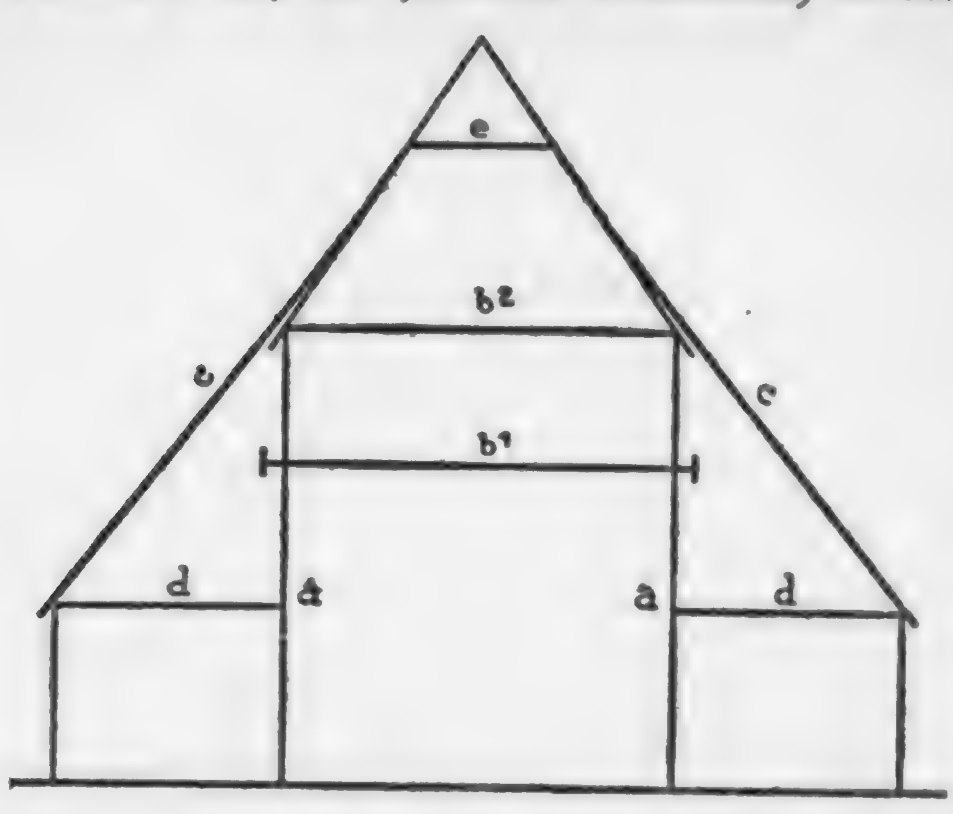
Nur den schmalen Küstensaum dieses Gebiets und die in langer Reihe vorgelagerten Inseln bewohnen die Friesen. Am Zuidersee beginnend, ziehen sie sich in einem bei der Emsmündung noch ziemlich breiten, aber rasch schmaler werdenden Streifen bis zur Jade und Wesermündung, wo das Stadland und Butjadingen ihnen gehören, dann begleiten sie die Weser zu beiden Seiten: Osterstade, Westerstade und Land Wursten. Aber schon Land Hadeln und Kehdingen am äußersten linken Elbufer sind niedersächsisch, und dasselbe gilt von der rechtselbischen Wilstermarsch und den Dithmarschen. Erst nordwärts der Eider folgen wieder Friesen in der Nordermarsch und auf den vorgelagerten Inseln Sylt, Föhr, Amrum, Röm mit den Halligen, denen auch Helgoland trotz seiner etwas entfernteren Lage zuzurechnen ist. Im allgemeinen sind, wie schon die Lage ihrer Wohnsitze anzeigt, die Friesen vor den Niedersachsen auf dem Rückzug begriffen. In Husum waren im Anfang der neunziger Jahre nur noch wenige Leute, die friesisch verstanden, noch weniger, die es sprechen konnten, obwohl zuweilen in der Kirche noch friesisch gepredigt ward, und auch an der hannoversch-oldenburgischen Küste sowie auf den Inseln sind die Bewohner meist zwei-, wenn nicht gar dreisprachig, da sie neben dem Hochdeutschen und der eigenen Mundart sich noch des Niedersächsischen bedienen. Auch äußerlich sind gewisse Unterschiede zwischen Friesen und Niedersachsen vorhanden, jene weisen in der Schädelbildung vielmehr Mittel- und Kurzköpfe auf (54 bzw. 34 v. H.), während bei den Sachsen die Langschädel überwiegen. Dagegen herrscht in der Augen- und Haarfarbe mehr Übereinstimmung: sowohl im friesischen Regierungsbezirk Aurich wie im niedersächsischen Münsterland betrug der Hundertsatz der blondhaarigen und blauäugigen Schulkinder

nach Virchows Untersuchungen 45 v. H.; er würde sich noch wesentlich erhöht haben, wenn auch die grauäugigen Kinder mitgezählt wären. Überhaupt sind beide Stämme sich ähnlich: neben den hohen, sehnigen Gestalten, die im allgemeinen vorwiegen, findet sich auch bei beiden der breitere, vierschrötige Schlag; beide sind offenbar mit anderen Stämmen nur geringfügige Blutmischungen eingegangen, und beide sitzen noch heute da, wo ihre Vorfahren zu Arminius' Zeiten saßen. So hat auch ihre Sprache den urgermanischnn Lautstand fast vollständig bewahrt; alle die oberdeutschen Neuerungen, sowohl die Konsonantenverschiebung des 5.—7. Jahrhunderts als auch die Vokalspaltung und Zusammenziehung im 14. und 15. Jahrhundert haben stets an der oben erwähnten niederdeutschen Sprachgrenze Halt gemacht. Noch heute heißt es im Niederdeutschen teihn, sitten, Water, Pahl, lopen, Koek gegenüber Mittel- und Oberdeutschem zehn, sitzen, Wasser, Pfahl, Laufen, Küche und ebenso Win und Hus gegenüber hochdeutschem Wein und Haus. Diese Ursprünglichkeit der Sprache ist es denn auch, die niederdeutsche Volksdichter so gern betonen, und es hat lange gedauert, ehe sie dem Hochdeutschen gewichen ist. Luthers Bibel mußte noch vollständig ins Niederdeutsche übersetzt werden, und erst allmählich, vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab, gewann im kirchlichen Gebrauch, besonders auch in der Predigt, das Hochdeutsche die Oberhand. Seitdem allerdings hat es reißende Fortschritte gemacht, besonders in den letzten fünfzig Jahren, und die Wiederbelebung der Mundart durch Groth, Reuter, Brinckmann u. a. hat, weil sie auf das literarische Gebiet beschränkt blieb, daran wenig ändern können. Noch vor fünfzig Jahren ward in den Städten mit den Dienstboten vielfach nur Platt gesprochen, und auf dem Lande ist auch heute das noch der Fall. Aber die Schule wirkt hier in hohem Maße zerstörend: die Zeiten sind vorbei, in denen auf den Gymnasien der kleinen Landstädte sich die Schüler unter sich noch der Mundart bedienten, und die Landbevölkerung ist durchgängig der hochdeutschen Sprache mächtig, die als die feinere gilt. Es ist äußerst bezeichnend, daß der seinem Äußeren nach den Gebildeten Zugerechnete auf eine niederdeutsche Frage zunächst eine hochdeutsche Antwort erhält.

So sinkt allmählich die Mundart zur Sprache des niederen Volkes herab, und daran werden auch alle wohlgemeinten Bestrebungen nichts ändern: gerade die starke Verschiedenheit des Niederdeutschen von der Hochsprache wirkt in dieser Richtung verderblich, während bei den übrigen Stämmen die der Schriftsprache viel ähnlichere Mundart auch die Sprache der Gebildeten viel stärker durchsetzt.

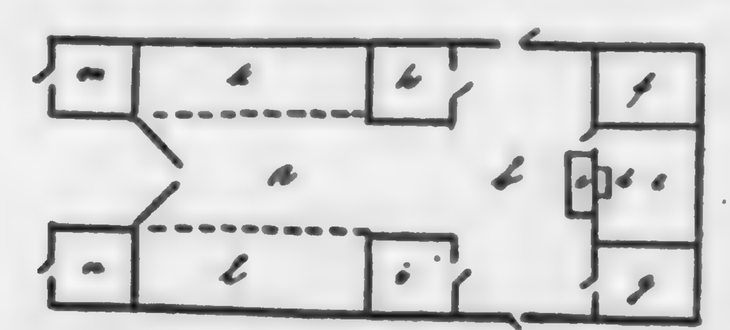
Wie die Sprache, so macht auch der Hausbau einen äußerst altertümlichen Eindruck. Das niedersächsische Bauernhaus, dem das friesische in Plan und Aufbau sehr nahe steht, ist ein Einfeuerhaus, das zu beiden Seiten der großen Einfahrtsdiele die Stallungen für das Vieh, darüber auf dem Boden im Dachstuhl den Aufbewahrungsort für das Getreide und in dem hinteren Raume, hinter dem sich erweiternden Ende der Diele, dem sogenannten „Flett" auch die menschlichen Wohnungen unter einem Dach vereinigt, und wie die Ausgrabungen zeigen, den vorgeschichtlichen Hausbauten sehr ähnlich ist. Dies gilt auch vom Material, wobei allerdings an Stelle des ursprünglichen Holzbaues der Fachwerkbau getreten ist, dessen Gefache ursprünglich mit Flechtwerk und Lehm, später mit Backsteinen ausgefüllt werden. Neuerdings wird, was bei den festeren Friesenhäusern schon seit mehreren Jahrhunderten Brauch ist, massiver Backsteinbau angewandt, und ebenso beginnt das alte, mächtige Stroh- oder Schilfdach aus Gründen der Feuersicherheit der harten Bedachung zu weichen. Die ursprüngliche Form ist das Zweiständerhaus, d. h. durch die gesamte Längsrichtung des Baues ziehen sich gegenüberstehende, fest in den Boden gerammte Ständer aus mächtigen Holzbalken, die das tief herniedergehende Dach tragen, das seitlich auf der niedrigen Hauswand aufliegt. Dadurch gestaltet sich der Innenraum dreischiffig, in der Mitte die hohe Diele, an den Seiten die niedrigeren Kübbungen (Fig. 1), die die Stallungen und Geschirrkammern, ursprünglich auch wohl seitlich zum Flett die menschlichen Wohnungen enthalten. Dies Flett ist das hintere Ende der Diele, das durch die dem Eingang gegenüberliegende Hauswand abgeschlossen wird: in ihm liegt der Herd, der Mittelpunkt des Hauses, von dem das gesamte Innere mit einem Blick zu überschauen ist. So die ursprüngliche Form (Fig. 2); später sind unter dem Einfluß des ober-

deutschen Hauses noch besondere Stuben hinzugetreten: sie wurden meist an die Rückwand des Hauses hinter das Flett verlegt und dann durch ein hinteres Walmdach in den Gesambau



Figur 1 Niedersächsisches Bauernhaus, Konstruktionsschema (Zweiständerhaus). a Hauptständer, b Querbalken, c Dachsparren, d Außenmauer, e oberer Querbalken. (NB. dd sind versehentlich falsch gesetzt, sie gehören r. und l. an die Außenmauer).

mit einbezogen. Die vordere Giebelwand des Hauses, die meistens auch durch ein Walmdach geschützt ist, enthält das große Eingangstor, durch das man unmittelbar auf die Diele



Figur 2 Niedersächsisches Bauernhaus
a Diele, b Flett, c Herd, d Bileagerofen, e Wohnstube, f, g Kammern, h, i Kammern, k Kuhstall, l Pferdestall, m, n Ställe für Kleinvieh.

gelangt. Die an der Spitze sich kreuzenden Giebelbalken sind oft zu Pferdeköpfen, den alten Wahrzeichen des Sachsenlandes, ausgestaltet; doch finden sich daneben auch andere Verzierungen. Natürlich gibt es im einzelnen Abweichungen, so kommen

besonders im Süden des Gebietes auch Dreiständer- und Vierständerhäuser vor, in dem bald die eine, bald beide Kübbungen fortfallen und die seitlichen Ständer mit der Hauswand bis zur vollen Höhe der mittleren heraufgeführt werden; aber die Grundform hat sich doch von den ältesten Zeiten bis heute noch erhalten und ist schließlich auch für die Form des nordischen Stadthauses entscheidend geworden. Die Beschränkung des Raumes zwang hier zur Fortlassung der seitlichen Kübbungen, und so ist das Wahrzeichen der städtischen Kaufhäuser die große und hohe Warendiele geworden, in die später einzelne Räume, wie Kontor und Küche eingebaut wurden; die Wohnräume wurden meist in den Hinterflügel verlegt (Fig. 3). Auch hier herrschte zuerst der Holzbau, der nach den furchtbaren Stadtbränden im früheren Mittelalter durch Fachwerkbau ersetzt ward: Hildesheim und zum Teil auch Braunschweig zeigen



Figur 3 Niedersächsisches Stadthaus
a Warendiele, b eingebaute Stuben (Kontor, Wohnraum), c Alkoven, d Küche, e, f Wohnräume im Hinterflügel, g Waschküche, h Hof, i Haustür, k Hoftür, l Hausgarten, m Treppe zum Oberstock.

noch heute, welch reizvolle Wirkungen damit erzielt wurden Erst ganz allmählich ging man in den größeren Städten zum reinen Steinbau über. Im ganzen kann man zweifellos mit Recht sagen, daß nicht nur im Äußeren der Bewohner, sondern auch in wichtigen Lebensformen der niedersächsische Nordwesten altgermanisches Gepräge am getreuesten bewahrt hat: es wird auch in der inneren Wesensart der Fall sein.

Es ist nun aber keine Frage, daß auch Bodenbeschaffenheit und Beschäftigung in hohem Maße auf diese Erhaltung des Ursprünglichen hingewirkt haben. Sieht man von den großen Städten und von den Industriebezirken Westfalens ab, so ist über die Hälfte der Bevölkerung in Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigt, die von Natur aus die beharrenden Kräfte

im Leben eines Volkes zu stärken geeignet sind. Das Land stellt sich als eine weite, ziemlich einförmige Ebene dar; es besteht aus dem unmittelbar am Meer hinter den schützenden Deichen sich hinziehenden schmalen Raum der Marschen und dem dahinter liegenden breiteren Höhenrücken, der bald als Moor, bald als Heideland erscheint, je nachdem die Grundwässer Abzug finden oder durch unterliegende, undurchlässige Schichten daran gehindert werden. Die im Lande selbst als Geest bezeichnete Fläche weist meist nur geringe wellige Erhebungen auf. Erst südlich davon mit den Vorbergen des deutschen Mittelgebirges, in Westfalen und im südlichen Hannover beginnt sich die Gegend etwas abwechslungsreicher zu gestalten; die höchste Erhebung ist der Harz, der wie eine Festung ins Niederland vorspringt. Breite und wasserreiche Ströme durchziehen das Land und geben gute Verkehrsstraßen ab, aber ihr Gefälle ist gering und mit einfachen Mitteln kaum auszunutzen: so bildet überall die Windmühle einen hervorstechenden Zug des Landschaftsbildes, die meist nach holländischer Art mit massivem Unterbau und drehbarer Kappe ausgestattet ist, um sich zur wechselnden Windrichtung einzustellen. Wind ist fast immer in der Luft, in der man die belebende Nähe des Meeres spürt. Das Klima ist feucht und rauh, aber nicht gerade kalt, und der häufige Regen bannt den Bewohner mehr als anderswo ans Haus. Im Winter ist der Himmel meist trübe und mit Wolken verhangen oder durch Nebel verdunkelt, aber auch im Sommer sind ganz klare Tage selten, und es ist zweifellos, daß die Gemütsart der Bewohner sich diesen klimatischen Verhältnissen angeglichen hat. Endlich die Beschaffenheit des Bodens: auf den außerordentlich fetten, aber unter unsäglichen Mühen dem Meere entrissenen Marschboden folgt die trockene Geest, die nur einen spärlichen Ackerbau und geringe Viehzucht gestattet, oder das feuchte Moor, das ebenfalls nur mit schwerer Mühe der Bearbeitung zu erschließen ist: meilenweit zieht oft der Dunst des brennenden Moores als Höhenrauch durchs Land, wenn die Oberschicht angesteckt wird, um mit der Asche die unteren Schichten zu düngen. Erst gegen das Mittelgebirge hin, wo die Flüsse ihre aufgeschlossenen Senkstoffe ablagerten und sich vor dem Rande des Eises bei der zweiten Ver-

gletscherung starke Lößablagerungen bildeten, finden sich wirklich fruchtbare Landstriche, wie das Münsterland und die Magdeburger Böhrde. Der weitaus größte Teil des Gebietes ist eben nur durch die zäheste Ausdauer der Kultur erschlossen: nirgends tritt das stärker hervor als in den friesischen und niedersächsischen Marschen, deren Leidensgeschichte Hermann Allmers in seinem Marschenbuch geschildert hat. Von der Marcellusflut 1219 bis zur Weihnachtsflut des Jahres 1717 ist kein Jahrhundert vorübergegangen, in dem die wilde See nicht Hunderte von Dörfern und Hunderttausende von Menschen verschlungen hätte. Noch heute erkennt man im Dollart, im Jadebusen und in der Husumer Bucht die tiefen Einrisse, die das Meer bei seinen verheerenden Einbrüchen ins Land gewühlt hat. Seitdem allerdings ist den Fluten durch die wesentlich verbesserte Anlage der Deiche der Weg verschlossen, aber noch heute merkt man dem Friesen den Kampf an, den er jahrhundertelang mit dem erbarmungslosen Feind geführt hat. Minder wechselvoll und heroisch gestaltete sich auf dem übrigen Gebiet der Kampf mit der Natur, aber im ganzen ist es doch ein arbeitgewohntes, kraftvolles und schweigsames Geschlecht, das der Boden erzogen hat, ein Geschlecht, das vornehmlich der eigenen Kraft zu vertrauen gelernt und deswegen auch nach außen hin etwas Abgeschlossenes hat. Das tritt auch in der Siedlungsweise zutage. Zwar die Einzelhöfe Westfalens, die lange als eine Bewahrung altgermanischer Eigenart galten, scheinen nach neueren Forschungen eher ein Überbleibsel aus der Keltenzeit zu sein, in deren Wohnsitze die Germanen im 3. und 2. vorchristlichen Jahrhundert einrückten; aber auch die eigentlich germanische Siedlungsform, das Haufendorf, das den ganzen Osten des Gebiets beherrscht, zeigt die vollständige Abgeschlossenheit der einzelnen Höfe. Die Besitztümer sind meist durch Knicke, d. h. mit Buschwerk bestandene Erdwälle, soweit die Geest reicht, und in der Marsch durch Gräben geschieden. Auch im Wesen des Niedersachsen prägt sich dieser Hang zum Abgeschlossenen, zum Fürsichsein aus. Das englische Wort my house my castle ist ihm recht aus der Seele gesprochen; selbst in den Städten trachtet er nach eigenem, von ihm allein bewohnten Hausbesitz. Daher auch die sorgsame Ausgestaltung

des Hauses mit reichlichem Hausrat, die Behaglichkeit, die durch das rauhe Klima nahegelegt wird, vor allem die Reinlichkeit, die nicht nur bei den holländischen Nachbarn zu Hause ist. Ungeziefer im Hause zu haben, gilt fast als persönliche Schande, und kein Vorwurf ist der Hausfrau empfindlicher.

Aber neben dieser Abgeschlossenheit und Selbständigkeit des Einzelnen hat sich doch auch ein starker Gemeinsinn herausgebildet, wie er überall da zu entstehen pflegt, wo der Mensch in seiner Vereinzelung den Elementen machtlos gegenübersteht, so vor allem an der Seeküste, wo der die Kräfte des Einzelnen übersteigende Deichbau und Deichschutz das Zusammenarbeiten aller erforderte, das sich rasch zu festen Verbänden und Formen (Deichverbände, Deichgrafschaften) auswirkte. Eben aus dem Widerstreit der Interessen des Einzelnen, mit dem, was die Gesamtheit forderte und fordern mußte, ist jenes kraftvolle Rechtsgefühl entstanden, das heute noch dem Niedersachsen und Friesen eigen ist: es war ein niedersächsischer Schöffe, Eike von Repgow (Reppichau im Anhaltischen), der das erste deutsche Rechtsbuch, den Sachsenspiegel, im Beginn des 13. Jahrhunderts schuf und damit bald in Oberdeutschland Nachahmung fand: etwa vierzig Jahre später ist dort der Schwabenspiegel entstanden. Auch die Friesen haben früh für Aufzeichnung ihres Landrechts gesorgt. Später nahmen dann die Städte, die überhaupt auf ihre Gerichtsbarkeit großen Wert legten, wie die vielen noch erhaltenen Rolandsäulen (Bremen, Stendal u.a.) bezeugen, die Weiterentwicklung in die Hand. Das magdeburgische und lübische Recht waren weitberühmt nnd haben im Kolonialland bis in die russischen Ostseeprovinzen hinein die weiteste Verbreitung gefunden. Und als im 13. Jahrhundert der Verfall der Volksgerichte begann, entstand auf der roten Erde, in Westfalen, dafür eine Art Ersatz in der heimlichen Vehme, die über ein Jahrhundert in Kraft geblieben ist. Demgemäß hat auch das römische Recht erst ziemlich spät nach seiner Annahme in Oberdeutschland in Niedersachsen Eingang gefunden; noch das ganze 16. Jahrhundert hindurch verfuhren Hamburg und Bremen nach altsächsischem Recht; sie haben auch später das römische Recht und besonders den römischen Prozeßgang keineswegs unbesehens übernommen, sondern sie

ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend umgestaltet. Durchweg ist der Niedersachse von starkem Rechtsgefühl erfüllt, das sich oft in endlosen Prozessen Luft macht und früher auch wohl hier und da zur Selbsthilfe griff. Es war ein Niedersachse, Michael Kohlhaas, den Kleist zum Helden seiner Novelle machte, die in ergreifender Weise den Kampf ums Recht schildert. Doch bleibt der Mann, der im Bewußtsein seines persönlichen Rechts zum Verbrecher an Staat und Gesellschaft wird, eine vereinzelte Erscheinung: im allgemeinen versteht das Volk seine Interessen denen der Gesamtheit unterzuordnen, wie unter anderem der großartige Wohltätigkeitssinn zeigt, den einzelne entwickeln. Zahlreich sind in den Hafenstädten und in den Marschen die Stiftungen reicher Bürger zum Wohl armer und kranker Volksgenossen: der Niedersachse Hermann August Francke aus Lübeck hat in Halle das Waisenhaus, J. H. Wichern in Hamburg das Rauhe Haus und v. Bodelschwingh seine weltberühmten Anstalten in Bielefeld auf niedersächsischem Boden begründet.

In diesem Rechtssinn des Einzelnen und des ganzen Volkes wurzelt nun aber auch das starke Freiheitsgefühl, das Friesen und Niedersachsen immer ausgezeichnet hat. Erst nach furchtbaren Kämpfen gelang es den Bremer Bischöfen und später dem Oldenburger Grafen, die freien Friesenlande unterzuzwingen; ganze Völkerschaften, wie die Stedinger, ließen sich lieber vernichten, als daß sie die Herrschaft des verhaßten Bischofs angenommen hätten. Mit derselben Zähigkeit wehrten sich die niedersächsischen Dithmarschen um ihre Freiheit: von Bornhöved 1226 bis Hemmingstedt 1500 geht eine fast ununterbrochene Reihe von Niederlagen, die sich die dänischen Könige bei ihren immer wieder erneuerten Versuchen, das Volk unterzuzwingen, holten. Aber auch dann noch, als sich schließlich die Dithmarschen der Übermacht König Friedrichs unterwerfen mußten (1555), wußten sie sich ihre Freiheiten und Gerechtsame in weitem Umfang zu bewahren. Vor allem aber gehört hierher die Erhebung Schleswig-Holsteins von 1848—1851, die gegen die Anmaßung der dänischen Könige das Recht des alten einst mit den Vorfahren des Königs geschlossenen Vertrages verfocht, aber schließlich mit der Unterwerfung der von allen verlassenen Provinzen endete. Was hier im Großen geschah,

das taten im Kleinen damals die berühmten Göttinger „Sieben", als sie König Ernst August 1837 den Eid verweigerten und ihm seinen Verfassungsbruch ins Gesicht schleuderten, eine Tat, die damals mitten in den Zeiten der schwärzesten Reaktion Deutschland mit Bewunderung erfüllte. Es ist keine Frage, daß dies mannhafte Eintreten für sein Recht dem Niedersachsen ein gewisses Selbstbewußtsein verliehen hat, das ihn vor anderen deutschen Stämmen auszeichnet, aber auch manchmal blind gegen deren Vorzüge zugunsten der Heimat macht.

Ein dritter hervorstechender Zug in der Wesensart der Niedersachsen ist das Überwiegen des Verstandes, der bei ihm in ganz besonderem Maße die Äußerung der Leidenschaften und sonstigen inneren Vorgänge zurückhält. Nicht als ob es ihm an Gemüt oder, was oft besonders in niederen Kreisen damit verbunden ist, an Sentimentalität fehlte, vorhanden ist sie, und nicht deshalb sind Frenssens Gestalten so oft verzeichnet, weil sie ein reiches Innenleben führen, sondern weil sie es bei jeder Gelegenheit offen zur Schau tragen, was der niedersächsisch-friesischen Art sehr wenig entspricht. Denn die Sitte erfordert, daß sogar Familienmitglieder ihre Zärtlichkeit sich nur bezeugen, wenn sie unter sich sind, und auch dann ist sie nicht überreich bemessen; selbst wenn es sich um einen Abschied fürs Leben handelt, genügt zwischen dem Vater und den erwachsenen Söhnen ein einfacher Händedruck, und auch Brautleute sollen sich in Gesellschaft nur wie nahe Bekannte begegnen. Das äußere Leben regelt der Verstand, der dem starken Willen durchweg die Wage hält: so zäh wie der Niedersachse seine Beschlüsse durchführt, so reiflich hat er sie vorher überlegt. Dabei aber ist sein Gesichtskreis keineswegs beschränkt; wenn auch in bäuerlichen Gegenden manchmal Kirchturmspolitik getrieben wird, an der Küste hat das Meer den Blick geweitet, und auch in den unteren Ständen findet sich mancher, der in jungen Jahren Petersburg und Cadiz, Rio und Valparaiso, Singapur und Schanghai gesehen hat. Denn Seefahrer sind die Niedersachsen und Friesen immer gewesen; daß nicht das Leben, wohl aber die Seefahrt nötig sei, wie über der Tür des Bremer Rathauses zu lesen steht, war immer ihr unausgesprochener Grundsatz, und die große Fahrt hat ihr Denken weit und umfassend

gemacht. Es ist gerade eine gewisse Verwegenheit, gepaart mit kühlster Berechnung, die den Niedersachsen kennzeichnet, und die innere Leidenschaftlichkeit mit dem Verstand in gleicher Weise zur Geltung bringt. Niedersächsische Kaufleute waren es, die einst die stolze Hansa errichteten, deren Haupt Lübeck in den nordischen Ländern schaltete und waltete: niedersächsische Kraft hat Hamburg zweimal nach der furchtbaren napoleonischen Zeit und nach dem Brande von 1842 wie einen Phönix aus der Asche erstehen lassen, und niedersächsische Kaufleute sind es in erster Linie gewesen, die das ragende Gebäude des Welthandels errichteten, das uns den Neid der Nationen und den Weltkrieg auf den Hals zog. Sie werden es auch zum zweiten Mal errichten, nachdem es der Krieg in Trümmer geschlagen hat. Mit ihm aber wetteifert an Tatkraft und zäher Ausdauer die westfälische Industrie; sie ist durch Männer wie Friedrich und Alfred Krupp, Harkort u. a., die das Gepräge der niedersächsischen Stammesart unverkennbar an sich tragen, zu ihrer weltgebietenden Bedeutung emporgewachsen.

Mit solchen Eigenschaften erscheint der Niedersachse im Verkehr nicht bequem und leicht zugänglich; sein Selbstbewußtsein macht ihn verschlossen und wenig entgegenkommend, seine Nachdenklichkeit häufig wortkarg, und auf allem diesen beruht seine oft gerügte Steifheit, die sich vielfach in ganz eigentümlicher Weise äußert. Wenn sich der Fremde in Süd- und Mitteldeutschland mit den Einheimischen ohne weiteres in öffentlichen Lokalen an einen Tisch setzen kann und bald in ein angeregtes Gespräch gerät — den Niedersachsen erkennt man sofort daran, daß er auch in gefüllten Lokalen sorgfältig einen Tisch aussucht, an dem niemand sitzt und an dem er in Ruhe seinen Beobachtungen und seinen Gedanken nachhängen kann. Nicht leicht läßt er sich ins Gespräch ziehen, und auch dann hält er mit seiner Persönlichkeit zurück, ähnlich seinem englischen Namensvetter, dem nichts lächerlicher vorkommt, als die deutsche Unsitte, jeden Fremden gleich mit einer förmlichen Vorstellung zu behelligen. Auch sonst ist er in der Auswahl seines Verkehrs vorsichtig, und darauf beruht denn die von anderen Stämmen oft gehörte Klage, daß es schwer sei, im Norden Anschluß zu finden. Das mag richtig sein:

ist er aber einmal gefunden, so entschädigt der Verkehr auch durch große Herzlichkeit, und es heißt nicht wie so oft bei den leichtlebigeren Stämmen der Mitte: Aus den Augen, aus dem Sinn. Freilich haftet dem Verkehr der Niedersachsen die Schwerblütigkeit an, und lustige, lärmende Geselligkeit ist nicht sein Fall; es bedarf für ihn der Zeit, auch der Belebung durch Alkohol, wenn er sich daran gewöhnen soll. Auch dann ist ihm die Zunge schwer zu lösen, er ist manchmal wortkarg bis zur Lächerlichkeit. Ich erinnere mich einmal in der Nordermarsch während des Billardspiels eine sogenannte Unterhaltung zwischen einem Friesen und einem Niedersachsen belauscht zu haben. Beide standen am Fenster des Billardzimmers und sahen in den heißen Sommertag hinaus, worauf nach etwa zehn Minuten der eine sich zu der Bemerkung gedrungen fühlte, daß das Wetter für die Ernte sehr geeignet sei, was der andere nach zehn Minuten bestätigte. Alsdann verging etwa eine Viertelstunde in Schweigen, worauf der erste, offenbar für die gesellschaftliche Unterhaltung Begabtere, verlauten ließ, daß es nunmehr wohl Zeit zum Mittagessen sei; nach angelegentlichem Nachdenken kam denn wieder zehn Minuten später die Antwort: „Tja, Tid ward dat denn woll", worauf beide ihre Hüte nahmen und sich entfernten. Die „Unterhaltung" hatte genau dreiviertel Stunden gedauert und war nach landesüblichen Begriffen durchaus angeregt verlaufen. Natürlich sind das Ausnahmen, bei denen die in ländlichen Kreisen vielverbreitete Mundfaulheit (siehe Jochen Nüßler in Reuters Stromtid) eine Rolle spielt, aber sie kennzeichnen doch die Schwerfälligkeit, die dem Niedersachsen eignet. Das prägt sich auch in seinen Bewegungen aus, die langsam und abgemessen sind; das erregtere und gesprächigere Wesen der andern Stämme begegnet oft einem gewissen mit Verachtung vermischten Mißtrauen. Im äußeren ist ein Hang zur Einfachheit unverkennbar, besonders in der Kleidung, die in der Öffentlichkeit die bunten Farben fast ganz vermeidet; weniger in der eigentlichen Geselligkeit. Denn auf reichlichen und gediegenen Hausrat wird großer Wert gelegt, das entspricht den Bedürfnissen des Niedersachsen nach Behaglichkeit, und ebenso sieht er auf reichliche und gut zubereitete Speisen: „en bitten fett und en bitten sööt möt wi Sleswig-Holstener dat hebben", ist ein an Ort und Stelle übliches Sprichwort. In Essen und Trinken wird erhebliches geleistet, wozu allerdings das feuchte Klima anreizt, und die Temperenzbewegung wird in Niedersachsen immer nur wenig Anhänger finden; Bier, Wein und der landesübliche Grog, der aus Rum oder Arrak hergestellt wird, erfreuen sich großer Beliebtheit. Überhaupt entbehrt die Geselligkeit keineswegs der Gemütlichkeit, und hier ist noch einer Eigenschaft des Niedersachsen zu gedenken, die schon E. M. Arndt aufgefallen ist und von ihm als „freundliche Gespaßigkeit" bezeichnet wird. Sie äußert sich zunächst in einer Unmenge von lustigen Erzählungen und Neckereien, die im Umlauf sind, und die durchweg niemals auf dem Wortwitz und Wortspiel, sondern stets auf der komischen Situation beruhen. Damit hängt auch die oft bemerkte niederdeutsche Sitte zusammen, bekannte Sprichwörter mit einem Anhang zu versehen, der die darin enthaltene Wahrheit mit einem bestimmten Vorgang verknüpft und dadurch ins Lächerliche zu ziehen sucht. Beispiele dafür sind: „Allens mit Maten, sä de Snider, da slög he sin Wiv mit de Eel" (alles mit Maßen, sagte der Schneider, da schlug er sein Weib mit der Elle); „Alle Anfang is swor, sä de schunge Deef, dor nehm he den Ambos mit" (Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da nahm er den Ambos mit); „Wat olt is, dat ritt, sä de Düwel, da reet he sin Großmudder en Ohr af" (was alt ist, das reißt, sagte der Teufel, da riß er seiner Großmutter ein Ohr ab); „All Bott helpt, sä de Mügg, dor pißt se in den Rhin). (Jeder Zuwachs hilft, sagte die Mücke, da pißte sie in den Rhein). Wie das letzte Beispiel zeigt, werden dabei Derbheiten in keiner Weise vermieden, im Gegenteil, sie sind sehr beliebt, dagegen werden Zweideutigkeiten sehr selten angewandt. In allen diesen Dingen tritt der natürliche Sinn für Humor hervor, der dem Niederdeutschen eigen ist. Fast alle unsere großen Humoristen mit Ausnahme von Jean Paul sind niederdeutschen Ursprungs, und es ist schwerlich ein Zufall, daß im Vorland des Harzes auf dem geringen Umkreis von etwa zwanzig Kilometern sowohl Till Eulenspiegel (Kneitlingen) als

auch Wilhelm Raabe (Braunschweig) und Wilhelm Busch (Wiedensahl) geboren sind.

Mit der abgeschlossenen und spröden Wesensart der Niedersachsen hängt es zweifellos zum Teil zusammen, daß der Stamm lange Zeit am politischen, wirtschaftlichen und geistigen Leben der Nation nur geringen Anteil genommen hat. Allerdings schien es im Anfang anders zu sein: nachdem Karl der Große unter unerhörtem Blutvergießen nach dreißigjährigem, harten Kampfe Niedersachsen als den letzten der deutschen Stämme für die Reichseinheit gewonnen hatte, übernahm es von 918 ab die Führung im Reich, was hauptsächlich der überragenden staatsmännischen Begabung seiner Fürsten, vornehmlich Heinrichs I. und Otto des Großen zuzuschreiben ist, denen sich Heinrich II. als würdiger Nachfolger anreihte. Heinrichs I. kluger und weitblickender, aber die nächsten Ziele mit unverrückbarer Energie im Auge behaltender Politik gelang die innere Einigung und die Befreiung vom äußeren Feinde, und auf den Grundlagen, die sein Vater geschaffen, vermochte Otto in großzügigem Ausgreifen das heilige römische Reich deutscher Nation zu begründen, das über achthundert Jahre lang, wenn auch zuletzt nur äußerlich, die deutschen Stämme zusammenhielt. Nach dem frühen Tod seines hochbegabten Sohnes folgte allerdings unter Otto III., der, zu dreiviertel welschen Blutes, die starken Wurzeln seiner Kraft im Heimatlande vernachlässigte, ein gefährlicher Rückschlag, aber in entsagungsvoller Arbeit stellte Heinrich II. das Werk seiner Vorgänger wieder her und erweiterte es nach verschiedenen Seiten hin. Allein mit seinem Tod ging die Kaiserkrone an süddeutsche Geschlechter über, und nun ward Niedersachsen 150 Jahre lang mit kurzer Unterbrechung unter Lothar II. in die Gegnerschaft gegen das Kaisertum gedrängt. Diese Machtstellung endete mit der Niederwerfung Heinrichs des Löwen, der in jeder Hinsicht die Politik der großen Sachsenkaiser aufgenommen und erfolgreich weitergeführt hatte: sein Sturz war nicht nur deswegen ein Unglück, weil er Niedersachsen der Zersplitterung überlieferte, sondern auch weil das siegreiche Kaisergeschlecht unter den Nachfolgern des Rotbarts seine Kraft mehr und mehr auf Italien richtete und den Norden mehr und mehr sich selbst überließ. Nach Philipp

von Schwaben hat nur ein einziger deutscher Kaiser, der auch darin sein überlegenes politisches Können beweist, der Luxemburger Karl IV., wenigstens vorübergehend Niedersachsen besucht (1375); von den späteren hat keiner den Besuch wiederholt. So war Niedersachsen gezwungen, für sich selber zu sorgen, und das hat es in den Tagen der Hansa, die von Norddeutschland aus die nordische Welt beherrschte, mit ruhmvollstem Gelingen getan. Freilich die Bande zum Reich lockerten sich dabei nach und nach, so daß ganze Teile, wie das zum größten Teil doch niedersächsisch-friesische Holland, ein Eigenleben zu führen begannen, bis dann die Reformation, die sehr bald im Norden Fuß faßte, wieder engere Beziehungen schuf. Aber der Niedergang der Hansa, der mit dem allmählichen Erstarken des nordischen Reichs Hand in Hand ging, und die furchtbaren wirtschaftlichen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, der auch den Nordwesten schwer mitnahm, ließen Niedersachsen fast hilflos zurück. Es war auf dem Punkt, dem Reiche verloren zu gehen, indem Hannover immer stärker nach England, Schleswig-Holstein nach Dänemark zu neigen begann: noch heute wirken in der Welfenpartei Hannovers die damals zu England geknüpften Beziehungen nach. Da war es das plötzliche Erwachen der geistigen Bewegung in Niedersachsen, die von Klopstock ausgehend es verhütete, daß das Band zwischen dem Stamme und der Nation zerriß. Von da an ist Niedersachsen immer stärker in den Bannkreis des politischen und geistigen Lebens der Nation gezogen worden; wie der Begründer der Reformation, so ist auch der große Staatsmann des neuen Reiches aus niedersächsischem Blut hervorgegangen, und sein Werk ist die vollständige Verschmelzung des Landes mit dem Reich gewesen. Zugleich beginnt der ungeheure Aufschwung des Nordwestens. Denn Niedersachsen ist der Teil des Reiches, mit dem es unmittelbar ans Weltmeer grenzt, und in demselben Maß, in dem sich Deutschland zur Weltmacht entwickelte, mußte die Führung wieder auf den Stamm übergehen, der sie in den Tagen Heinrichs und Ottos I. schon einmal in Händen gehabt hatte. Wenn im neuen Reich noch eine Zeitlang der Einfluß Ostelbiens überwog, so lag das

an geschichtlichen Ursachen und an dem unleugbaren taktischen und parlamentarischen Geschick seiner Führer: daß sie keine Staatsmänner waren, hat ihre innere Politik im Weltkriege bewiesen. Trotzdem machte sich schon in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg der Einfluß unsres Welthandels und unsrer Großindustrie geltend, die vornehmlich in Niedersachsen ihren Sitz haben: es ist nicht anzunehmen, daß die Entwickelung der Dinge seit 1918 in diesen Verhältnissen eine wesentliche Änderung schaffen wird. Politisch wie wirtschaftlich geht der niedersächsische Stamm einer großen Zukunft entgegen.

Der Anteil des Stammes am geistigen Leben der Nation beginnt eigentlich erst mit der Reformation; was vorher liegt, ist sehr unbedeutend. Der Heliand ist nie über die engen Grenzen seines Entstehungsbereichs herausgekommen und bald vollständig verschollen; die Tristanbearbeitung des braunschweigischen Ritters Eilhart von Obergen hat das gleiche Schicksal getroffen, und der 1498 in Lübeck erschienene Reinke de Vos ist eigentlich nur eine Übertragung der niederfränkischen Urschrift. Erst Luther, der, auf ursprünglich thüringischem, dann von Niedersachsen erobertem Gebiete geboren, die Merkmale beider Stämme unverkennbar an sich trägt, hat Niedersachsen in geistiger Beziehung für die Nation durch seine Lehre zurückgewonnen, deren verstandesmäßige Seite der Wesensart des Stammes entgegenkam. Freilich wirkten auch tiefere, im Unterbewußtsein liegende Ursachen mit: nirgends in der Welt, vielleicht mit Ausnahme von Mexiko, ist die gewaltsame Bekehrung eines Landes zum Christentum mit solcher Grausamkeit erfolgt, wie im Sachsenland durch Karl den Großen: einzelne seiner Kapitularien mit der eintönig wiederkehrenden Formel „Der soll des Todes sterben" reden eine schaurige Sprache. Im geheimen hielt das Volk zäh am Heidentum fest, dessen Überbleibsel sich in dem wildesten und unzugänglichsten Teil des Landes, im Harzgebirge lange erhielten: noch heute gilt der Harz deshalb im Volksglauben als Sitz- und Mittelpunkt alles Teufel- und Hexenwesens. Infolgedessen war die Gegnerschaft gegen die Kirche niemals erloschen, aber eine innere Überwindung durch tiefgründige Spekulation, wie im Südwesten, war nicht mög-

lich, weil alle Mystik dem verstandesklaren Sinne des Stammes zuwiderläuft. Dagegen fand die Nüchternheit, Schärfe und Leidenschaft, mit der Luther die Schäden der Kirche aufdeckte, in Niedersachsen einen bereiten Boden. Freilich das eigentlich Dämonische in Luthers Natur, gegen das er sein Lebenlang zu kämpfen hatte und das in seiner Blutmischung beruhte, ward in Niedersachsen kaum begriffen, weil hier überhaupt wie in England das Christentum mehr verstandesmäßig erfaßt wurde und sich deshalb nicht in Spekulation, sondern in eine werktätige Frömmigkeit umsetzte. A. H. Francke, J. J. Wichern, Klaus Harms und von Bodelschwingh zeigen diese praktisch gerichtete Auffassung am deutlichsten ausgeprägt. Wie weit die eigentliche Spekulation von der Wesensart des Stammes abliegt, erkennt man vielleicht am besten daraus daß kein einziger unserer großen Philosophen niedersächsischer Abstammung ist.

Doch hat es auch nach der Reformation noch Jahrhunderte gedauert, ehe sich ein geistiges Sonderleben im Nordwesten entwickelte, und der Grund davon liegt offenbar darin, daß die Kräfte des Stammes zu stark nach anderer Seite in Anspruch genommen wurden. Eine Fülle politischer Aufgaben war nach der Lösung vom Reich zu bewältigen, dazu kam die Kolonisation des Ostens und der Aufbau des Seehandels, die dem Stamme andauernd Kräfte und nicht die schlechtesten entzogen. Es ist gut, sich an einem Einzelbeispiel klar zu machen, wie derartige Verhältnisse das Geistesleben der Nation beeinflussen. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges hatte Hamburg begonnen, indem es den Zwischenhandel der Holländer umging, seine Welthandelsstellung aufzubauen, und die Arbeit etwa dreier Menschenalter hatte genügt, einen gewissen Abschluß, eine gewisse Sättigung herbeizuführen. Infolgedessen beginnt sich seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in der Stadt das geistige Leben zu entwickeln, wie die Namen Brockes und Hagedorn zeigen: hier entsteht eine deutsche Oper, und sogar der Gedanke eines Nationaltheaters, der Lessing anzog, vermochte sich hier zu entfalten, so daß am Ende des Jahrhunderts, als auch Klopstock seinen dauernden Aufenthalt hierher verlegte, Hamburg neben Berlin, Leipzig und Weimar als ein Mittelpunkt des

geistigen Lebens gelten konnte. Dann kam die Franzosenzeit, die den Wohlstand der Stadt vernichtete; die Jahre nach den Befreiungskriegen waren allein seinem Wiederaufbau zugewandt und nun kam das geistige Leben zu kurz; schon Heine klagt beweglich in seinen Briefen über die Interesselosigkeit an geistigen Dingen, die in Hamburg herrschte, und so ist es bis in die achtziger und neunziger Jahre des Jahrhunderts auch geblieben. Erst mit dem Beginn des Jahrhunderts ward wieder Kraft überschüssig, und die Stadt ward von neuem geistigen Leben erfüllt, das schließlich kurz vor dem Kriege in der Gründung einer Universität gipfelte. Es ist unschwer vorauszusehen, daß die neuen Verhältnisse, die der Weltkrieg geschaffen hat, der Entwicklung des geistigen Lebens nicht gerade günstig sein werden, da jetzt wieder alle Kräfte für andere Aufgaben angespannt werden müssen. Wieviel Menschenkraft der Überseehandel und die Schiffahrt verbrauchen, davon macht sich der Fernerstehende nicht leicht einen Begriff: wie im Mittelalter die äußeren Kriege, der Kampf mit den Seeräubern und die Gefahren des Meeres, so fordern heute die Tropen alljährlich zahlreiche Opfer unter den jungen Kaufleuten, die hinausgehen, um Deutschlands Welthandelsstellung zu begründen. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß unter den führenden Geschlechtern der Hansastädte kaum eines über hundert Jahre alt wird, und wie die Chroniken zeigen, ist es im Mittelalter nicht anders gewesen.

So wird es verständlich, daß Niedersachsen erst verhältnismäßig spät sich am geistigen Leben der Nation zu beteiligen begann. Erst als die Wunden des dreißigjährigen Krieges vernarbt und der alte Wohlstand zurückgekehrt war, hat der Stamm in Klopstock und dem Hainbund der Nation seine ersten Dichter geschenkt: es ist kaum ein Zufall, daß sie an die altgermanische Dichtung zuerst wieder anknüpften. Von den führenden Geistern der Romantik stammten die beiden Schlegel aus Niedersachsen, Hardenberg aus dem thüringisch-sächsischen Grenzgebiet, und nun folgt eine Reihe bedeutender Dichter, unter ihnen vor allem die großen Dramatiker Grabbe und Hebbel, die erst jetzt die ihnen im Leben versagte Anerkennung zu finden beginnen. Die Lyrik ist durch Annette von Droste-Hülshoff, Freiligrath,

Groth, Storm und zuletzt durch Detlev von Liliencron glänzend vertreten, während die epische Dichtung Immermann, Storm, Kröger, Frenssen und unter den neueren die Brüder Mann aufzuweisen hat. Überhaupt hat an der Umwälzung der Literatur in den achtziger Jahren auch Niedersachsen seinen Anteil gehabt; von den Führern der Bewegung gehören ihm die Brüder Hart sowie Otto Erich Hartleben an, und unter den Späteren sind neben den bereits erwähnten noch Gustav Falke, Börries v. Münchhausen und Lulu von Strauß und Torney zu nennen. Man darf ruhig behaupten, daß das Land die Rückständigkeit in der Dichtung, die man ihm noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts vorwerfen konnte, jetzt völlig überwunden hat.

Auch in der bildenden Kunst hat es längere Zeit gedauert, ehe das Land den Anschluß an die Nation erreichte. Glänzend freilich entwickelte sich schon frühzeitig die Backsteingotik seiner Kirchen und Profanbauten: es gibt nicht viel Städte im Süden des Reichs, die sich mit Hildesheim, Braunschweig und Lübeck an malerischem Reiz messen können. Aber wieviel davon wirklich niedersächsischen Meistern zu verdanken ist, wissen wir nicht: vielfach waren es wohl fremde Künstler, die sich die mächtigen Städte für ihre Bauten bestellten. Von den großen Meistern der wiedererwachenden Baukunst am Beginn des 18. Jahrhunderts war wenigstens einer niedersächsischen Ursprungs, Andreas Schlüter aus Hamburg, der dann in Berlin und St. Petersburg ein weites Feld seiner Tätigkeit fand; auch Leo Klenze aus Hildesheim und Gottfried Semper aus Hamburg sind erst in der Fremde zu Ruhm und Ansehen gekommen. Die Bildhauerei ist mit Christian Rauch aus Arolsen nur schwach vertreten, dessen Werke jetzt Berlin schmücken: aus älterer Zeit wäre der große Holzbildhauer Hans Brüggemann zu nennen, dessen Werke der Dom zu Schleswig aufbewahrt. Mehr Namen weist die Malerei auf, wenn sie sich auch bei weitem nicht so glänzend wie in dem benachbarten und zum Teil stammverwandten Holland entwickelt hat: neben dem Erneuerer des Klassizismus Asmus Carstens aus Schleswig sind die Romantiker Friedrich Overbeck aus Lübeck und Wilhelm Kaulbach aus Arolsen zu nennen. Seit dem Beginn des Jahrhunderts hat dann die Heimatkunst in den Worpsweder Malern

eine Reihe von Vertretern gefunden (Mackensen, Modersohn, Vogeler, Vinnen), die den schwermütigen Zauber der niedersächsischen Landschaft erst entdeckt haben. Am wenigsten hat Niedersachsen stets in der Musik geleistet: Frisia non cantat (der Friese singt nicht) ist ein alter Erfahrungssatz, den auch einzelne bedeutende Ausnahmen wie Dietrich Buxtehude, der Lübecker Organist und Lehrer Bachs, sowie in unserer Zeit Johannes Brahms aus Hamburg nur bestätigen. Hier wie überall in den Künsten ist dem Niedersachsen seine verstandesmäßige, der Phantasie abgeneigte Natur hinderlich geworden.

Um so mehr hat er auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet, vor allem auf dem der Geschichte, wo schon früh Widukind von Corvey und die städtischen Chroniken hervorragen. Fast alle unsere großen Historiker mit Ausnahme Rankes und Treitschkes sind Niederdeutsche, so B. G. Niebuhr, Mommsen, Drumann, Schlosser und Dahlmann, G. H. Pertz, der Begründer der Monumenta Germanica, F. v. Raumer und von den Lebenden Ed. Meyer und Erich Marcks. Auf erdkundlichem Gebiet hat Karl Ritter von Quedlinburg bahnbrechend gewirkt: vor allem aber stammt aus Niedersachsen eine große Reihe von Weltreisenden und Forschern, so Carsten Niebuhr aus Lüdingworth, Gerhard Rohlfs aus Vegesack, Gustav Nachtigal aus der Stendaler Gegend, Adolf Bastian aus Bremen, Karl Peters aus Neuhaus an der Elbe. Unschwer erkennt man in ihnen den Zug zum Meere und in ferne Länder, der dem Niedersachsen von jeher eigen gewesen ist: gibt es doch auch jetzt nur wenige Familien im Lande, die nicht „drüben" Verwandte haben. Auch die Naturwissenschaften haben ihre namhaften Vertreter: die Astronomen Encke, Herschel und Bessel, der Physiker Bunsen, der Botaniker Schleiden, vor allem der bedeutendste unter den deutschen Mathematikern, Karl Friedrich Gauß aus Braunschweig, sind niedersächsischer Abkunft.

Auf einem Gebiet aber scheinen die Niedersachsen den übrigen Stämmen überlegen zu sein, in der politischen Begabung: das beweist die große Reihe von Staatsmännern, die mit Arminius beginnend, sich in den großen Sachsenherrschern fortsetzt und über Reinald v. Dassel, den Kanzler des Rotbarts, und Heinrich den Löwen schließlich in Otto v. Bismarck ihr Ende erreicht: merkwürdigerweise entstammen sie alle dem alten Ostfalen, dem südöstlichen Teil des Gebiets. Offenbar sind es die besonderen Stammeseigenschaften, die hier der persönlichen Begabung zu Hilfe kommen: die nüchterne Verstandesklarheit, der weite Blick, das zähe Festhalten des Zieles, die Zurückdrängung der Leidenschaft und nicht zum wenigsten jene tiefe Verschlagenheit, die den Gegner durchschaut und durch scheinbare Offenheit ihn sicher zu machen versteht, um ihn dann um so gewisser zu verderben. Dabei unterscheidet man deutlich zwei Typen: die zähe, geduldige, diplomatische Art Heinrichs I., der kaum einen Rückschlag zu verzeichnen hat, und die vulkanischen Naturen, wie Otto I. und Otto v. Bismarck, bei denen die gebändigte Leidenschaft zuweilen mit furchtbarer Gewalt sich Bahn macht. Auch das Organisationstalent, das ihnen allen eignet, kann als ein Erbe des Stammes betrachtet werden, der früh auf eigenen Füßen stand und sich feindlichen Gewalten gegenüber sah, denen nur durch Zusammenschluß aller zu begegnen war: in diesem Sinne sind auch Scharnhorst, der Organisator der preußischen Wehrmacht gegen Napoleon, und Hindenburg echte Söhne der niedersächsischen Erde gewesen.

Drittes Kapitel

Die Altstämme: Franken und Thüringer

Zwischen die niederdeutsche Tiefebene und das eigentliche Alpenvorland schiebt sich in breiter, nach Osten schmaler werdender Masse das deutsche Mittelgebirge, das im wesentlichen von zwei deutschen Stämmen, Franken und Thüringern, bewohnt wird. Die uralte Grenze bildet der Rennsteig, der Kamm des Thüringer Waldes, östlich und nördlich davon sitzen die Thüringer, südlich und westlich die Franken. Die große Ausdehnung des fränkischen Gebiets erklärt sich, wie oben gezeigt, aus dem erobernden Charakter des Stammes, der ursprünglich von der Rheinmündung bis zum Main und mit den Katten am nördlichen Mainufer bis zum Thüringer Wald reichte, aber

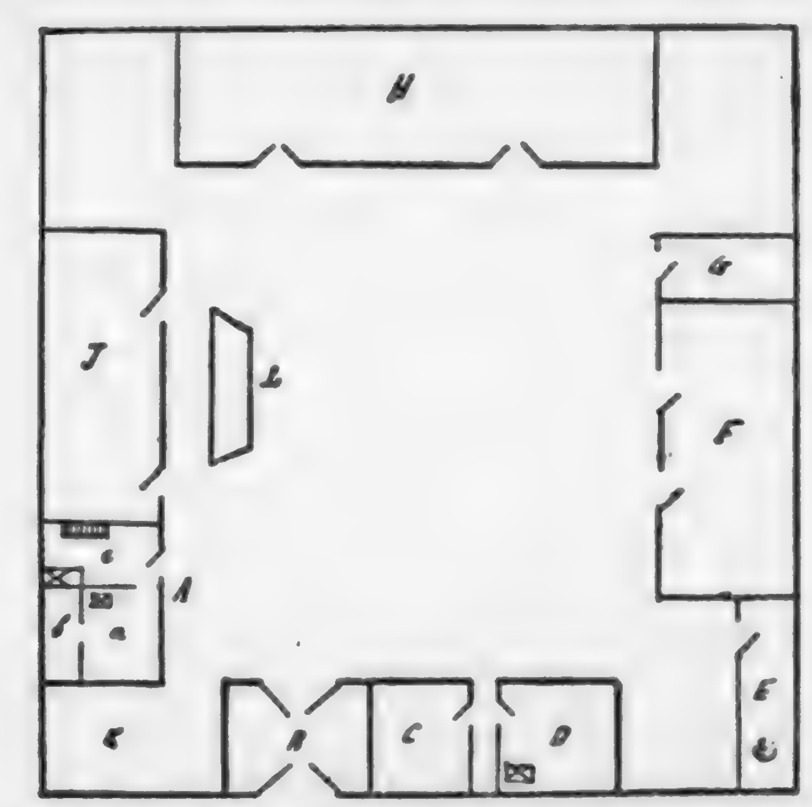
im 6. Jahrhundert die Alemannen in der Pfalz, im nördlichen Baden und im Maingebiet unterwarf; auch die heutigen Schwaben im Neckartal zwischen Schwarzwald und Jura sind stark mit fränkischem Blut durchsetzte Alemannen. Selbst wenn man diese nicht mitrechnet, sind die Franken mit rund 16 Millionen der zahlreichste aller deutschen Stämme.

Deutlich erkennt man auch hier wieder den Einfluß von Land und Klima auf die Bewohner. Kahle, unfruchtbare Hochflächen, wie die Eifel, die fränkische Hochebene um Nürnberg und das rauhe hessische Bergland, wechseln mit den herrlichen, tief eingeschnittenen Tälern des Rheines, des Maines und der Mosel, die bis hoch hinauf mit Rebenanpflanzungen bedeckt sind und auf deren Grunde der Walnußbaum grünt. Steinige Gebirgsmassen wie die der Rhön stehen im Gegensatz zu den reichbewaldeten Höhen des Taunus, des Odenwaldes und des Spessarts. Im Süden des fränkischen Gebirges dehnt sich die weite, fruchtbare Rheinebene, dieser Garten des deutschen Landes, in dem das milde Klima nicht nur alle einheimischen Erzeugnisse in reichster Fülle hervorbringt, sondern auch ausländische Kulturpflanzen, wie den Tabak in der Pfalz, gedeihen läßt. Diese Abwechslung in der Gestaltung ihres Lebensraums hat der fränkischen Wesensart jene Beweglichkeit verliehen, die sie vor anderen deutschen Stämmen auszeichnet und durch den starken Verkehr unterstützt wird, der das Land nach allen Seiten durchzieht. Da ist zunächst die prachtvolle Verkehrsstraße des Rheins, die von Norden nach Süden das Land durchschneidet und von der sich andere wichtige Verkehrswege abzweigen: vom Zusammenfluß des Rheines und Maines, dem wirtschaftlichen Mittelpunkt des Landes, geht über Frankfurt und Hanau nordwärts durch die Wetterau die Straße nach Kassel, westwärts nach Thüringen durch die Senke zwischen Wesergebirge und Thüringerwald, und weiterhin zweigt sich vom Main der Weg durch das fränkische Hügelland über Würzburg nnd Nürnberg auf die bayrische Hochebene ab, wo schon der große Karl die erste künstliche Verbindung zweier Ströme in Deutschland herstellte. Noch heute sind die alten Verkehrswege durch die großen Bahnlinien Hamburg-Frankfurt, Berlin-Frankfurt und Köln-Frankfurt-München bezeichnet. So

war Franken von jeher ein Durchgangsland für den Verkehr, und noch andere Umstände wirkten mit, den Fremdenzustrom ins Land zu ziehen, vor allem die große Anzahl heilkräftiger Quellen, die überall dem vulkanischen Gestein entspringen, nirgends reicher, als an den Abhängen des Taunus, und zum Teil schon den Römern bekannt waren: noch heute sind sie jährlich das Ziel von hunderttausenden, die nicht bloß aus Deutschland, sondern aus der ganzen Welt zusammenkommen, um Heilung zu suchen und zu finden. Diese glänzende Verkehrslage ist nicht ohne Einfluß auf das Volk geblieben: die Franken sind außerordentlich beweglich, mit reicher Anschauungskraft und schnellem Auffassungsvermögen ausgestattet, die sich auch in ihrer raschen Sprechweise verraten: ganz im Gegensatz zu dem langsamen, ruhigen und verschlossenen Niedersachsen sind sie gesellig und wie die Kelten Cäsars, die früher im Lande saßen und durch die Blutmischung wohl den Keim dazu gelegt haben, stets nach Neuem begierig. Schon ihre Bauweise zeigt das: an die Stelle des sächsischen Einfeuerhauses, das alles unter einem Dach vereint, treten hier getrennte Haus- und Wirtschaftsräume, die nur durch die immer noch einheitliche Hofanlage zusammengehalten werden (Fig. 4). Das Wohnhaus liegt an der Straße, der die ziemlich großen Fenster zugekehrt sind, um alles Neue sofort zu erfassen, nicht wie in Niedersachsen, wo die Wohnungen meist nach hinten hinaus liegen. Das Haus selber ist bereits, wie in Oberdeutschland, ein Zweifeuerhaus mit getrenntem Ofen und Herd; meist hat es einen Oberstock, der ebenfalls zu Stuben und Kammern ausgebaut ist: ja, was in Niedersachsen geradezu unerhört ist, die Geselligkeit der Bewohner läßt es auch auf dem Lande zu, daß neben dem Eigentümer noch eine zweite Familie einen Teil des Hauses zur Miete bewohnt. Hinter dem Hause liegen dann um den meist viereckigen Hof herum Ställe und Scheunen: von der Straße ist er durch eine breite Einfahrt zugänglich, die zwischen dem Wohnhaus und dem Altsitzerhaus oder einem sonstigen Wirtschaftsgebäude hindurchgeht. Nur die Geschlossenheit der ganzen Anlage erinnert hier noch an die Form des altgermanischen Einheitshauses.

Freilich zeigt die Wesensart der Franken auch erhebliche Unter-

schiede, wie sie in der wechselnden Natur des Landes begründet sind. Wie außerhalb des deutschen Rieches die behäbige, breite Lebens freude des niederfränkischen Vlamen ihn von dem schwerblütigen und phlegmatischen Holländer scheidet, der den niedersächsisch-friesischen Einschlag nicht verleugnen kann, so zeigen auch auf deutschem Bodendie Bewohner der unfruchtbaren Landesteile, wo, wie in der Eifel und im hessischen Bergland, eine karge Natur und ein rauhes Klima nur geringe Erträge geben, ein zurückhaltendes, stilleres unzugänglicheres Wesen als die Bewohner der glücklichen Täler.



Figur 4 Fränkische Hofanlage nach Meitzen

A Wohnhaus, a Stube mit Ofen, b Kammer, c Flur mit Herd, B Einfahrt, C Schuppen, D Wohnung des Altenteilers, E Schweinestall, F Schafstall, G Schirrkammer, H Scheune mit 2 Tennen, I Pferde- und Kuhstall, K Vorgarten, L Dungstätte.

Hier bei diesen, den Ribwariern zu beiden Seiten des Rheins, den Pfälzern und eigentlichen Mainfranken tritt die besondere Art, die unbändige, übersprudelnde Lebensfreude des Stammes am besten zutage: hier ist die Heimat des Karnevals auf deutscher Erde, und man muß die Leute bei der Weinernte gesehen haben, um zu wissen, was im Franken steckt. Wieviel davon auf fremde Blutmischung mit Kelten und Romanen zurückgeht, bleibt zweifelhaft: sicher ist im ganzen der Franke unter den deutschen Stämmen derjenige, dessen sanguinische

Art am meisten zu heiterer Auffassung des Lebens neigt. Freilich gibt es zu denken, daß gerade da, wo die Franken am ungemischtesten sind und noch heute auf ihren Sitzen beharren, im hessischen Berglande nicht nur in der äußeren Gestalt die altgermanische Art stärker hervortritt, sondern auch ein wortkargeres, verschlossenes, eigensinniges und manchmal in wildem Zorn aufloderndes Wesen sich erhalten hat, das dem Bewohner den spöttischen Beinamen der „blinden Hessen“ verschafft hat. Auch in der Sprache, die durchweg die Mitte zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch hält, zeigt sich nirgends Geschlossenheit. Die Konsonantenverschiebung ist wohl von Oberdeutschland hereingedrungen, aber nur der älteste Vorgang, die Verschiebung von t zu tz im Anlaut, zu ss im Inlaut hat das ganze Gebiet oder doch beinah das ganze erfaßt; sie geht bis etwas südlich von Köln, wo das Niederfränkische an der Benrather Linie beginnt, das in seinem Lautstand auf der Stufe des Niederdeutschen verharrt. Aber schon der zweite Vorgang, die Verschiebung des p zu pf im Anlaut, zu f im Inlaut, drang nur im Inlaut durch, und auch da machte sie beim Moselfränkischen halt, die nördlich wohnenden Ribwarier haben p nach r erhalten (werpe nhd. werfen). Im Anlaut dagegen ist die Bewegung noch früher zum Stehen gekommen und reicht eigentlich nur so weit, wie der alemannische Untergrund geht, in Ostfranken und Niederhessen, während in der Pfalz und im ribwarischen Gebiet das ursprünglich anlautende p erhalten geblieben ist. Die Verschiebung von k endlich ist nur im Inlaut gleichmäßig bis zur niederdeutschen Grenze erfolgt; dagegen ist die Diphthongierung von i, u und iu, die im 12.—13. Jahrhundert von Südosten ausging, wieder am südlichen Abhang der Eifel auf der Grenze zwischen der moselfränkischen und ribwarischen Mundart (Prüm-Adenau-Ahrweiler-Remagen-Olpe) stehen geblieben.

Immerhin trotz aller Verschiedenheiten ist das einheitliche Gepräge des Stammes nicht zu verwischen, es tritt besonders hervor, wenn man Franken und Niedersachsen vergleicht. Während bei diesem die beharrenden Züge die Wesensart beherrschen und auch seinem äußeren Auftreten das Gepräge geben, ist beim Franken alles lebendiges Vorwärtsdrängen und lebhafte Anteilnahme, selbst sein Humor, sonst in der Art dem niederdeutschen

verwandt, ist bedeutend angriffslustiger, und politische Kämpfe, die sich bei anderen Stämmen weit ruhiger vollziehen, vermögen den Rheinländer bis zur Siedehitze zu erregen. Daher schreibt sich auch seine Unternehmungslust, die sich schon bei der Kolonisation des Ostens zeigte, als tausende von fränkischen Familien dem Ruf nach Osten folgten, weil sie der Zug in die ungewisse Ferne lockte. Es ist eben das Bewußtsein, daß er sich schon überall zurechtfinden wird, das dem Franken diese Zuversicht verleiht; zweifellos ist er der anstelligste unter den deutschen Stämmen. Das zeigt sich auch in der umfassenden Art und Weise, wie er die mannigfachen Bodenschätze seines Landes verwertet (Schieferbruch, Achatschleifereien usw.), und ebenso hat sich seine Betriebsamkeit dem Handel zugewandt, der von jeher in den großen rheinischen Städten blüht: seine mitteilsame, frohlebige und entgegenkommende Art macht ihn zum Kaufmann besonders geschickt.

Es liegt ebenso in der geschichtlichen Entwicklung, wie in der Wesensart des fränkischen Stammes begründet, daß er zunächst eine sehr bedeutsame Rolle im Leben des deutschen Volkes gespielt hat. Sieht man von den Sachsenkaisern ab, so haben die Franken von Karl dem Großen an etwa vier Jahrhunderte an der Spitze der Nation gestanden, denn die Hohenstaufen waren ebenfalls fränkisch-alemannischen Stammes. Das lag allerdings auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen begründet, indem besonders das südliche Franken, die Rheinebene, wirtschaftlich der weitaus entwickeltste und reichste Teil Deutschlands war, vor allem aber doch auch in den bedeutenden Staatsmännern, die der Stamm hevorbrachte, und unter denen neben Karl dem Großen vor allem Konrad II. und Heinrich IV. zu nennen sind: jahrhundertelang sind dem deutschen Volke alle von Westen kommenden Kulturfortschritte durch die Franken vermittelt. Der Untergang der Hohenstaufen brachte auch hier eine verhängnisvolle Veränderung hervor, indem das bisher einheitliche Stammgebiet zerfiel uud sich in seine Bestandteile auflöste: wenn auch der Erbe der eigentlichen Kernlande, der Pfalzgraf bei Rhein, noch immer eine bedeutende Macht in seiner Hand vereinigte und dem Range nach der erste war, so wußten doch die pfälzischen Wittelsbacher ihre Stellung nicht

auszunutzen: wo sie über ihr Hausgebiet hinausgriffen und große Politik zu treiben versuchten, wie unter Ruprecht und dem Winterkönig, war das Ende ein völliges Mißlingen. Im 17. und 18. Jahrhundert hatten dann gerade diese reichsten Gegenden Deutschlands schwer unter den ewigen Kriegswirren zu leiden, und die schlechte, kurzsichtige Staatskunst der geistlichen Fürsten war wenig geeignet die eigentlichen Fähigkeiten des fränkischen Stammes zur Geltung zu bringen. Das änderte sich erst unter der napoleonischen Herrschaft und nachher als die fränkischen Gebiete zwei größeren Staaten, Preußen und Bayern, angegliedert wurden. Nichts ist bezeichnender für diese Zeit der Versumpfung, als daß die beiden wirklich bedeutenden Staatsmänner, die der fränkische Stamm noch später hervorgebracht hat und deren Stammsitze wenige Meilen voneinander entfernt sich in der Lahn spiegeln, daß Wilhelm von Nassau und der Freiherr von Stein erst aus der Enge der heimischen Verhältnisse heraus in einen größeren Staatsverband kommen mußten, um dort ihre geniale Natur zu entfalten. Ähnlich wie diesen seinen größten Söhnen, ist es dem Frankenland überhaupt ergangen; erst im Zusammenhang mit Preußen und Bayern hat es sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts zu einer Blüte entfaltet, die das Schwergewicht des Reiches unaufhaltsam nach Westen verschiebt.

Ebenso bedeutend und in seiner Wirkung stetiger gewesen ist der Anteil, den der Stamm an der geistigen Entwicklung der Nation gewonnen hat. Freilich nicht auf religiösem und philosophischem Gebiet, denn inniges Versenken und tiefbohrendes Grübeln liegt der Wesensart des Franken fern; darum sind Erscheinungen wie Thomas von Kempen mit seinen Büchern von der Nachfolge Christi und Friedrich v. Spee vereinzelt geblieben. Allerdings wäre es verkehrt, den Franken religiöse Empfänglichkeit ganz abzusprechen, und in dieser Hinsicht kommt der katholische Kultus mit seiner auf die Sinne wirkenden äußeren Form der lebhaften, phantasievollen Wesensart des Stammes viel mehr entgegen als der nüchterne Protestantismus. Tatsächlich ist der Stamm religiös vollkommen zerrissen und in kleine Teile gespalten, die regellos durcheinander liegen; je nachdem die einzelnen Gebiete unter geistlicher oder weltlich-

protestantischer Herrschaft standen, wechselt noch jetzt die Religionszugehörigkeit, übrigens auch ein Beweis, daß dem Franken ein eigentliches Herzensbedürfnis die Religion nicht gewesen ist. Protestantisch sind besonders die Gegend am Niederrhein, die das alte Herzogtum Cleve umfaßt, das Wuppertal, die Pfalz, Hessen und Niederfranken: durchweg sind dies die reicheren und industrietreibenden Gegenden, während die große Masse der acker- und weinbautreibenden Bevölkerung dem alten Glauben treu geblieben ist. Natürlich liegt es bei der streitbaren und aufgeregten Art des Franken nahe, daß hier die Bekenntnisse, die auf nahem Raum sich berühren, oft miteinander in Streit geraten, und so entwickelt sich oft eine religiöse Unduldsamkeit, die aber nicht auf tiefer Überzeugung, sondern auf dem leicht erregbaren Charakter des Franken beruht. Tatsächlich hat ja auch das Zentrum seine Hochburgen am Rhein, und wenn es sich um Zerwürfnisse der Kirche mit dem Staate handelte, haben die angriffslustigen rheinischen Prälaten fast immer eine Hauptrolle gespielt (v. Droste, v. Ketteler, Korum).

Dagegen hat das Vorwiegen und die Lebhaftigkeit seiner Phantasie den Franken von jeher auf die Kunst verwiesen. Sie zeigt sich in den zahlreichen Märchen und Sagen, die vor allem den Rhein mit ihrem Gerank umsponnen haben. Da ist fast kein hervorragendes Bauwerk, keine seltsame oder großartige Naturbildung, die nicht von der Sage umwoben wäre: es ist das Verdienst Simrocks, sie gesammelt zu haben, auch die Heldensage, die in einem wichtigen Teil an diesen Gegenden haftet. Nicht minder groß ist der Schatz der Märchen, von denen viele im ganzen Volke verbreitet sind, die aber doch nirgends in solcher Zahl sich finden wie auf fränkischem Gebiet, wenngleich sie freilich auch hier im Absterben sind: als die Brüder Grimm noch gerade zur rechten Zeit ihre Sammlung begannen, flossen ihnen gerade in ihrer hessischen Heimat die ergiebigsten Quellen. So ist die dichterische Begabung immer für die Wesensart der Franken bezeichnend gewesen, wenn sie sich auch hauptsächlich auf lyrischem und epischem, viel weniger auf dramatischem Gebiet betätigt hat. Im Mittelalter entfaltete sich am Rhein die Blüte des Minnesangs durch Friedrich v. Husen, Heinrich v. Veldeke und andere; von hier stammte wohl der letzte bedeutende Bearbeiter des Nibelungenliedes, und auch Wolfram ist wohl für Franken in Anspruch zu nehmen, wenngleich er sich selbst als Bayern bezeichnet: sein Haus stand gerade an der Grenze im Tal der Altmühl, wo sich das Wesen beider Stämme berührt, der tiefsinnigste unter den mittelalterlichen Dichtern, der zuerst das Faustproblem erfaßt, das dann Goethe zur Lösung führte. Aus der Nachblütezeit gehört als der bedeutendste erzählende Dichter Konrad v. Würzburg hierher, und selbst in den Jahrhunderten des Niedergangs unserer Dichtung glänzen immer noch einige fränkische Namen: Hans Sachs von Nürnberg, Johann Fischart aus dem alemannischen Grenzgebiet und vor allem der Mainfranke Hans Christoph von Grimmelshausen, der in seinem Simplizissimus ein erschütterndes Bild der Welt im dreißigjährigen Kriege gegeben hat. Das Weltumfassende der Darstellung, das Bunte, Wechselvolle des Menschenlebens tritt bei ihm genau so hervor, wie bei Wolfram, bei dem großen fränkischen Humoristen Jean Paul und in den Werken unseres größten Dichters, der wenigstens von Mutterseite ein Franke war, während sein väterliches Geschlecht nach Thüringen weist, wo er später die zweite Heimat fand. Aber von seiner Mutter stammte nach seinem eigenen Eingeständnis die Dichtergabe, und was ihn zuerst zum Dichter machte, waren die Einflüsse seiner fränkischen Heimat, der er bis ins späte Alter seine Liebe bewahrte. Weiter wurzelt die zweite Romantik am Rhein in Heidelberg: ihr geistiger Leiter Görres und der begabteste ihrer Dichter Brentano sind echte Rheinfranken, denen sich aus der Maingegend Platen und Rückert anreihen, und in neuester Zeit hat Stefan George den alten Ruhm des Rheinlandes auf dem Gebiete der lyrischen Dichtung wieder zu hohen Ehren gebracht. Um so merkwürdiger ist es, daß sich die Franken auf musikalischem Gebiet so wenig hervorgetan haben, zumal ihnen musikalische Begabung keineswegs abzusprechen ist. Auch am Rhein hat der Meistergesang geblüht, und noch heute erfreuen sich der Kölnische Männergesangverein und andere rheinische Vereinigungen mit Recht eines hohen Rufes. Aber die tiefere Begabung für Musik scheint an den Niederfranken zu haften, die außerhalb der Reichsgrenzen wohnen: dort ist die eigentliche Heimat der

neueren Musik, die im 16. Jahrhundert in Orlandus Lassus ihren ersten großen Vertreter hatte, und dorthin weist auch der Name Ludwigs van Beethoven, der seiner Geburt nach in Bonn den Rheinfranken zuzuzählen ist. Aber von unserern großen Musikern ist er der einzige, der auf fränkischem Boden erwuchs, sonst sind nur Künstler geringerer Ordnung dort entsprungen.

Nicht minder glänzend ist das Bild, das die bildende Kunst auf fränkischem Boden bietet. Sowohl die romanische wie die gotische Baukunst hat sich hier zu herrlichster Blüte entfaltet. Die Dome zu Worms und Speier, S. Gereon zu Köln, die Dome von Bamberg und Limburg, von Köln und Frankfurt, um nur die wichtigsten zu nennen, zeugen von dem gewaltigen künstlerischen Leben, das einst diese Gaue durchflutete und die wunderbaren Städtebilder von Rothenburg und Nürnberg geschaffen hat, dazu die zahllosen Burgen, die die Ufer des Rheins, der Mosel und des Mains umkränzen. Nicht weniger zahlreich sind die Baudenkmäler der Renaissance, wie das Heidelberger Schloß, und des Barocks in den wunderbaren Bauten Balthasar Neumanns, unter denen die herrliche Residenz in Würzburg die Krone seines Schaffens bedeutet. In der Bildhauerkunst bezeichnen die Figuren am Dom zu Bamberg einen ersten Höhepunkt, der dann später in den Werken Peter Vischers von Nürnberg überboten wird: auch der Würzburger Künstler Tilemann Riemenschneider ist mit Ehren neben ihm zu nennen. In der Malerei freilich gebührt zunächst die Krone den Niederfranken, bei denen die Brüder van Eyck den Grund zur vlämischen Malerschule legten; aber schon im 13. Jahrhundert blühten die Schulen von Maastricht und Köln, aus der Meister Stefan Lochner hervorging, und auch sonst hat es in diesen Gegenden nie an Künstlern gefehlt, bis im Anfang des 16. Jahrhunderts Albrecht Dürer von Nürnberg und Matthias Grünewald von Aschaffenburg alles andere zu überstrahlen beginnen. Nach langer Pause hat dann auch an der Neublüte der Kunst im 19. Jahrhundert Franken seinen rühmlichen Anteil genommen: ihm entstammen Peter Cornelius von Düsseldorf, Alfred Rethel von Aachen, Hans v. Marees aus Elberfeld, und die Düsseldorfer Malerschule hat den Ruhm

ihrer niederfränkischen Heimat weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgetragen.

Gegenüber dem Anteil der Franken an der künstlerischen Entwicklung unseres Vaterlandes tritt ihre Betätigung auf wissenschaftlichem Gebiet zurück. Besonders viel verdankt ihnen die Sprachforschung. Wie seinerzeit Reuchlin und Melanchthon das Studium des Griechischen in Deutschland begründeten, so haben in neuerer Zeit Jakob und Wilhelm Grimm aus Hanau für die deutsche, Friedrich Diez aus Gießen für die romanische Sprachwissenschaft gewirkt, und der Mainzer Franz Bopp ist der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft geworden. Von Geschichtsschreibern sind Sybel, Häusser und Gervinus zu nennen, als Wirtschaftspolitiker Friedrich Engels, der langjährige Mitarbeiter von Karl Marx, der einer Barmer Fabrikantenfamilie entstammte, und Max Stirner aus Ansbach, der in seiner Schrift „Der Einzige und sein Eigentum" die Grundlagen des Anarchismus schuf. Auch auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete begegnet man einer Reihe bekannter Namen: die Väter des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts siegreich vordringenden Materialismus, Karl Vogt aus Gießen und G. Büchner aus Darmstadt sind Franken, aber auch der Geschichtsschreiber und wissenschaftliche Vernichter dieser philosophischen Richtung, F. A. Lange aus Wald bei Solingen, ist ein Kind des fränkischen Stammes. Aus Koblenz stammt der Begründer der modernen Physiologie, Johannes Müller, und ebenso hat die Chemie eine glänzende Reihe von Vertretern aufzuweisen wie Friedrich Wöhler aus der Gegend von Frankfurt, August Wilhelm von Hofmann aus Gießen und vor allem Justus von Liebig aus Darmstadt, alle drei Meister auch in dem Bestreben, die Wissenschaft dem täglichen Leben dienstbar zu machen, wie denn gerade Liebig durch seine Forschungen über die Ernährung der Pflanzen der Landwirtschaft ausgezeichnete Dienste erwiesen hat. Überhaupt entspricht diese Richtung aufs Praktische der fränkischen Sinnesart, weshalb denn der Stamm auch eine stattliche Reihe von Erfindern aufzuweisen hat, unter denen nicht nur der Zeit nach Johann Gutenberg aus Mainz, der Erfinder der beweglichen Lettern, obenan steht. Um dieselbe Zeit machte sich besonders Nürnberg durch

technische Erfindungen bekannt, wie Gewehrschlösser und Taschenuhren, und daß auch in neuer Zeit die Lust an Erfindungen und Entdeckungen im Stamme nicht erloschen ist, zeigt die Konstruktion des Telephons durch den Hanauer Professor Philipp Reis und die Entdeckung der nach ihm benannten Strahlen durch Wilhelm Röntgen aus Lennep: beide haben damit der Technik neue und ungeahnte Gebiete erschlossen. Am besten aber erkennt man die technische Begabung des fränkischen Stammes in der Vielseitigkeit seiner Industrie. Gewiß ist die Eisenindustrie an das Vorkommen von Erz und Kohle im Ruhrgebiet, im Siegerland und an der Saar gebunden, aber daneben ist die Webeindustrie in Krefeld (Seide), in Aachen und München-Gladbach (Tuche), in Elberfeld-Barmen (Baumwollindustrie) und im Zusammenhang mit ihr die Farbenindustrie (Elberfeld, Höchst, Schweinfurt) reich entwickelt. Lederwaren werden in Offenbach, Schuhwerk in Pirmasens und Kaiserslautern, Bijouteriegegenstände und Schmuck in Hanau und Pforzheim hergestellt; in Spielwaren und Bleistiften behauptet Nürnberg seinen alten Ruf, und die Bierbrauerei gedeiht daneben noch in Kulmbach und Erlangen. Es gibt kaum ein Gebiet der Industrie, an dem sich der fränkische Stamm nicht betätigt hat, und auch hier beweist es sich, daß er der anstelligste und rührigste unter den deutschen Altstämmen ist.

* * *

Wenn die Beschaffenheit des Landes allein für die Wesensart seiner Bewohner bestimmend wäre, so müßte zwischen Franken und Thüringern die größte Ähnlichkeit bestehen. Denn auch Thüringen hat dieselbe Mannigfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit, den Wechsel zwischen Ebene und Gebirge, zwischen waldiger Höhe und tief eingeschnittenem Tal, zwischen reicher Ackerflur und kargen Berghängen, und ebenso ist es bei seiner Mittellage ein Hauptdurchgangsland des Verkehrs, dessen Straßen von Ost nach West, von Norden nach Süden das Land durchziehen; sogar die Zahl der Heilquellen, die dem Boden entspringen und von alters her den Fremdenstrom anziehen, ist hier nicht viel geringer wie im fränkischen Gebiet. Tatsächlich

sind denn auch starke Ähnlichkeiten vorhanden, nicht bloß in den äußeren Lebensbedingungen wie in der Haus- und Hofanlage, die der fränkischen so sehr gleicht, daß man wohl von einem gemeinmitteldeutschen Hause gesprochen hat, sondern auch in der Wesensart der Bewohner: dieselbe Heiterkeit des Gemüts, die Neigung zu froher Geselligkeit, die Betriebsamkeit und Anstelligkeit sind ebensowohl Eigenschaften des fränkischen wie des thüringischen Stammes, und die reiche Phantasie des Thüringers hat auch sein Land und seine Geschichte mit einen Sagenschleier umwoben, der dem des Rheinlandes nicht nachsteht. Nun ist es freilich zweifellos, daß manches davon auf unmittelbare Einwirkung zurückgeht: seit der Mitte des 6. Jahrhunderts gehörte Thüringen zum fränkischen Reiche, und manche Ortsnamen wie Frankenhausen, Frankenberg, Frankenroda, Frankenhain, die über das altthüringische und das zwischen Saale und Elbe liegende Siedelungsgebiet zerstreut sind, zeigen deutlich, daß von Franken her eine starke Einwanderung vor sich gegangen sein muß. Manches mag sogar auf noch ältere Blutmischung zurückgehen: auch hier wie im Rheinland lag unter der hermundurischen Herrenbevölkerung eine keltische Unterschicht, die sich nach der Eroberung im Lande erhielt und Sprache sowie Wesensart der Bewohner mannigfach beeinflußte, vor allem in der Umgegend der Salzquellen, deren Verwertung den Einwanderrn zunächst unbekannt war, wie denn manche Forscher die eigentümlichen Gebräuche und Sitten der Halloren in Halle aus ihrer keltischen Abstammung erklären wollen. Aber es gibt doch auch andere wesentliche Züge, die den Thüringer als einen besonderen Stamm kennzeichnen, und auf diese gilt es vorwiegend das Augenmerk zu richten.

Da ist nun vor allem seine musikalische Begabung zu nennen, durch die er sich von allen übrigen Altstämmen unterscheidet: nirgends ist sie und die Liebe zur Musik durch alle Volksschichten so verbreitet wie beim Thüringer, bei dem sie fast ein Lebenselement bildet, und so ist denn auch die großartige Entwickelung der deutschen Musik gerade von diesem Lande ausgegangen. Weiter die Blumenliebhaberei, die sich überall, auch in den breiteren Volksschichten geltend macht und in den armseligsten Gebirgsdörfern

noch die Häuschen mit ihrem Zauber umkleidet; sie hat Erfurt, recht eigentlich den Mittelpunkt des Thüringerlandes, zum Hauptort der deutschen Blumenzucht gemacht. Endlich der dem üblichen germanischen Einspännertum ganz entgegengesetzte Trieb zum Zusammenschluß, der sich in der Vereinsmeierei und den zahlreichen Volksbelustigungen auswirkt: Kegeln und Skatspiel, die den Fremden als das Wahrzeichen des deutschen Philisters gelten, haben von Thüringen ihren Ausgang genommen. Auch in anderen Formen zeigt sich der Trieb: am Hof des Landgrafen Hermann entstand zuerst eine ritterliche Gesellschaft, und ebenso sind später die thüringisch-sächsischen Städte in der Ausbildung der feinen bürgerlichen Geselligkeit tonangebend geworden. Der Gedanke der Solidarität taucht hier zum erstenmal auf, der Trieb zum Zusammenschluß der Einzelkräfte zu gemeinsamer Leistung hat hier zuerst in der Gothaischen Lebensversicherung zu einer Unternehmung größten Stils geführt; vor allem aber ist Sachsen-Thüringen die Wiege der deutschen Sozialdemokratie geworden, wozu freilich auch die frühe und starke industrielle Entwickelung des Landes beigetragen hat. Hier fand Ferdinand Lassalle die ersten begeisterten Anhänger, Leipzig ist lange die Hochburg des Sozialismus gewesen, die jahrzehntelang August Bebel in den Reichstag sandte, und in Eisenach ward das Programm festgesetzt, das lange Zeit der Partei voranleuchtete. Diese Sonderzüge der thüringischen Wesensart stehen zum Teil nun allerdings den gemeingermanischen durchaus entgegen, und so kommt man naturgemäß zu der Vermutung, daß hier eine eigentümliche Blutmischung vorliegt, für die dann natürlich die slavischen Völker in Betracht kämen, die seit alters jenseits der Saale die Nachbarn der Thüringer waren. Tatsächlich war hier schon im 7. und 8. Jahrhundert der Verkehr in Krieg und Frieden äußerst lebhaft; hin und her ging das Schieben beider Völkerschaften über die Saale, bis endlich die Thüringer sich des Gebiets bis zur Elbe bemächtigten. Hierbei muß eben eine stärkere Blutmischung eingetreten sein, als bei den übrigen Altstämmen, und in der Tat stehen die Thüringer ihnen an Körpergröße nach; es sind kleinere, beweglichere Gestalten, und der eigentlich blondhaarig-

blauäugige Typus weicht hier bereits stärker vor dem dunkelhaarig-braunäugigen zurück.

Betrachtet man nach diesen allgemeinen Bemerkungen die thüringische Art im einzelnen, so fällt zunächst die fröhliche Lebhaftigkeit auf, die sie mit dem Franken gemein hat, und die sich ihrer Anlage nach fast immer mit musikalischer Betätigung äußert: nirgend wird so viel gesungen, nirgends sind so viel Volkslieder entstanden, wie hier in der Mitte des deutschen Vaterlandes. Eine lebhafte Einbildungskraft geht damit Hand in Hand, und auch darin ist die Verwandtschaft mit den Franken unverkennbar, daß sich um das Land und seine Vergangenheit ein üppiges Geranke von Sagen und Märchen schlingt. Zu dem großen Schatz von Kinder- und Hausmärchen, den die Brüder Grimm vorwiegend aus ihrer hessischen Heimat sammelten, konnte zuerst Ludwig Bechstein aus Thüringen und seinem Siedlungsgebiet eine reiche Nachlese hinzufügen, und die ältere thüringische Geschichte ist überreich an Sagen, wie der von Tannhäuser und der Frau Venussin, die im Hörselberg bei Eisenach heimisch ist, vom getreuen Eckart, von Ludwig dem Springer, von der heiligen Elisabeth, von Landgraf Ludwig dem Eisernen bis zu Friedrich mit der gebissenen Wange, zur Gräfin von Orlamünde und dem Prinzenraub auf der Altenburg. Dann die Geselligkeit des Thüringers: am Hofe des Landgrafen Herrmann bildete sich zuerst jene edle höfische Geselligkeit heraus, die weithin die Geister anzog und deren Ruhm weit über die Grenzen des Landes hinausstrahlte, wie die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg beweist. Im 17. und 18. Jahrhundert entstand dann in den großen Städten jene feine Art bürgerlicher Geselligkeit, die Thüringern und Sachsen den Ruf des gesellschaftlich gebildetsten unter allen deutschen Stämmen eintrug: es ist sehr ergötzlich in Minna v. Barnhelm zu lesen, wie hier die sächsische Feinheit und Liebenswürdigkeit der rauhen preußischen Ehrlichkeit entgegengesetzt wird. Selbst der Wirt kann sich dem nicht entziehen: sein „Aus Sachsen, ei, ei aus Sachsen“, als er Minnas Herkunft erfährt, deutet auf das alte Sprichwort, wonach in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, eine plumpe Schmeichelei,

die er aber doch Minna gegenüber nicht so recht vorzubringen wagt. Auch auf Goethe, der doch aus guten Verhältnissen und den Kreisen der reichen und alten Stadt Frankfurt stammte, machte der gesellschaftliche Schliff Leipzigs, das wie ein Klein-Paris seine Leute bildete, den größten Eindruck, und es ist höchst bezeichnend, daß er es zunächst für nötig hielt, sich dem herrschenden Geschmack entsprechend vollständig neu einzukleiden; so philisterhaft kam ihm plötzlich seine gute Vaterstadt vor. Die Grundlage dieser Geselligkeit bildete freilich der Reichtum der großen Städte, neben dem die Armut des Landes herging. Denn abgesehen von der fruchtbaren Ebene, die sich zwischen Harz und den Vorbergen des Thüringer Waldes ausdehnt und zum Teil deshalb von alters her den Namen der Goldenen Aue führt, ist das Land arm, und nur die Genügsamkeit seiner Bewohner ist imstande, ihm den notwendigen Lebensunterhalt abzuringen. Dadurch sind die Thüringer früh zur Geschicklichkeit und Anstelligkeit erzogen: noch heute sind Thüringen und die angrenzenden Gebiete des Vogtlandes und des Erzgebirges die klassische Stätte der Hausindustrie, durch die das zum Leben Notwendige, das der karge Boden oft nicht hergibt, erworben werden muß. An ein üppiges Leben ist der Thüringer nicht gewöhnt, und er hat infolgedessen oft den Spott der reicheren Nachbarstämme über sich ergehen lassen müssen, die sich weidlich über die vielfache Verwendung der Kartoffel und des Herings, sowie über den Bliemchenkaffee lustig gemacht haben, ein Getränk, das so dünn sein soll, daß man das auf dem Grund der Tasse aufgemalte Blümchen hindurch erkennen kann. Allein der fröhlichen Art seiner Bewohner haben auch die harten Lebensbedingungen des Landes nichts anhaben können: berühmt ist die sächsisch-thüringische Gemütlichkeit, und nirgendwo ist es für den Fremden leichter, Anschluß zu gewinnen, als hier in Thüringen, wo er fast überall freundliches Entgegenkommen und Teilnahme findet. Aber freilich ist auch die alte germanische Rechthaberei und der Eigensinn in diesem Stamm, der vielleicht am längsten von allen bereits in seinen alten Sitzen beharrt, keineswegs ausgestorben; Thüringer und Sachsen können bei aller Gemütlichkeit höchst ungemütlich

werden, wenn der Fremde auf seiner abweichenden Ansicht verharrt, und die Staatenzersplitterung ist nirgendwo stärker als grade hier in der Mitte des deutschen Vaterlandes.

Was den Anteil Thüringens an dem Gesamtleben des deutschen Volkes betrifft, so ist er außerordentlich hoch zu bemessen, und das ist um so bemerkenswerter, als der Stamm im Norden von den Sachsen, im Süden und Westen von den Franken eingeengt nicht recht zur Entwickelung kam: er ist denn auch mit etwa reichlich 3 Millionen der kleinste unter den Altstämmen geblieben. Nur nach Osten konnte er sich ausbreiten und hier hat er allerdings zwei so volkreiche Landschaften wie Sachsen und Schlesien bevölkert, die jetzt zusammen mehr als 10 Millionen Einwohner zählen. Überhaupt ist es erst die Besiedelung des Ostens, die Thüringen zu hoher Bedeutung gebracht hat: aus einem Randstaat ward es dadurch zum Mittelpunkt Deutschlands, und gestützt auf diese Stellung, die mit einer klugen Entwickelung der an sich nicht allzugroßen Hilfsquellen des Landes verbunden war, haben es dann die thüringischen Ernestiner und nach ihnen die Albertiner verstanden, etwa von der Mitte des 15. bis zum 18. Jahrhundert eine führende Rolle in Deutschland zu spielen: der fähigste unter ihnen, und überhaupt der einzige Staatsmann großen Stils, den Thüringen hervorgebracht hat, Kurfürst Moritz, hielt tatsächlich nach der Niederlage Karls V. das Reich in seiner Hand, und nur sein früher Tod in der Schlacht von Sievershausen verhinderte es, daß damals die deutsche Geschichte nicht eine wesentlich andre Wendung nahm, die Sachsen-Thüringens Stellung noch weiter verstärkt haben würde. Allein seine Nachfolger wußten sich nicht zu behaupten: Sachsen-Thüringen, noch im dreißigjährigen Krieg der mächtigste unter den deutschen Mittelstaaten, ward seit Friedrich dem Großen durch das unaufhaltsam emporsteigende Preußen beiseite gedrängt, und die unglückliche Anhänglichkeit der Wettiner an Napoleon I. tat das übrige: um die Hälfte seines Bestandes, ganz Nordthüringen, verkleinert ging Sachsen aus den napoleonischen Kriegen hervor und begann damit noch hinter Bayern an Bedeutung herabzusinken. Immerhin behielt auch so das Land eine bedeutende Stellung in wirtschaftlicher Hinsicht

da es durch seine Mittellage für den Handel äußerst vorteilhaft gelegen war und über eine hochentwickelte Industrie verfügte; noch heute, wo die rheinisch-westfälische und oberschlesische Industrie die sächsische an Bedeutung weit überragen, übertrifft diese alle beide an Vielseitigkeit. Seit der Umwälzung des Jahres 1918 ist das Land dann wieder stärker hervorgetreten: eine Vereinigung Sachsen-Thüringens scheint nicht ausgeschlossen, das sich bei der starken Durchsetzung der Bevölkerung mit sozialistischen Ideen zu einem demokratischen Musterländchen entwickeln könnte. In dieser Beziehung ist es kein Zufall, daß die verfassunggebende Versammlung der deutschen Republik gerade in Weimar, im Herzen des Thüringer Landes getagt hat, wenngleich bei der Wahl des Ortes zweifellos die Rücksicht auf die geistige Entwickelung des deutschen Volkes mitgesprochen hat.

Denn an dieser hat der thüringische Stamm allerdings einen ganz hervorragenden Anteil genommen, nicht nur aus eigener Kraft, sondern vor allem auch dadurch, daß er es zu allen Zeiten verstand, fremde Geister an sich zu ziehen, denen sein Land zur zweiten Heimat ward: der Hochsinn seiner Fürsten, die Schönheit der Landschaft und das freundliche Entgegenkommen der Bevölkerung mögen in gleicher Weise dazu beigetragen haben. Zum erstenmal bewährt sich diese Eigenschaft des Stammes im Anfang des 13. Jahrhunderts, als Landgraf Hermann auf der Wartburg bei Eisenach seinen glänzenden Hof hielt: Wolfram war dort ständiger Sommergast, Walther v. d. Vogelweide hat sich dort öfter und längere Zeit aufgehalten, so daß er sich als Ingesinde des Fürsten bezeichnen konnte, und noch manche Dichter mögen dort vorübergehend geweilt haben: das Andenken daran hat die Sage von Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg bewahrt. Dann war es von höchster Bedeutung, daß die Reformation von Thüringen ihren Ausgang genommen hat. Mit Luther rückt Thüringen in den Mittelpunkt der geistigen Bewegung, die immer neue Kräfte ins Land zog: schon äußerlich bekundet sich das dadurch, daß sich der Buchhandel im Lande zu konzentrieren beginnt, noch heute ist Leipzig sein eigentlicher Mittelpunkt. Viel hat ferner der Glanz der Universitäten

dazu beigetragen: im Zeitalter der Reformation waren Erfurt und Wittenberg, später Halle, das an Wittenbergs Stelle trat, Leipzig und Jena ein Hort der deutschen Geistesbildung. Von unermeßlicher Wirkung war es dann, daß es am Ende des 18. Jahrhunderts einem thüringischen Fürsten, Karl August von Weimar, gelang, die Führer der damaligen Dichtung Wieland, Herder, Goethe und Schiller an seinem Hofe zu vereinigen; seitdem ist Weimar eine Art Nationalheiligtum der Deutschen geblieben. Gleichzeitig erfolgte unter Jenas Führung, wo sich damals zu Fichtes Füßen die erste Romantik bildete, eine neue Blüte der thüringischen Universitäten, von denen die große freiheitliche Bewegung nach den napoleonischen Kriegen ihren Ausgang nahm, die freilich äußerlich durch Metternichs Eingreifen erstickt ward. Aber auch in der Folgezeit blieben sich die thüringischen Fürsten ihrer Verpflichtungen für das geistige Leben der Nation bewußt: Jena blieb eine Freistadt der Forschung, Weimar ein Sammelpunkt dichterischer Talente, und von Meiningen aus sind dem deutschen Theater zu seiner Zeit unschätzbare Anregungen zugeflossen.

Faßt man die einzelnen Gebiete des geistigen Lebens ins Auge, so gebührt wie billig der Religion der Vorrang, weil die weltbefreiende Tat der Reformation eben von Thüringen ausgegangen ist. Gewiß war Luther seiner eigentlichen Abstammung nach ein Niedersachse, wie es auch die niedersächsische Form seines Namens (Luther-Lothar) beweist, aber das thüringische Blut verrät sich durch seinen Hang zur Musik und fröhlicher Geselligkeit, vor allem durch den Zug der Mystik, dem auch er unterlag, wenn er ihn freilich auch mit allen Mitteln zu bekämpfen suchte. Denn hier in thüringischem Gebiet ist die eigentliche Wurzel der deutschen Mystik: hier in Hochheim bei Gotha ward ihr erster großer Vertreter, Meister Eckart, geboren, und ihr Same ist seit der Zeit im Lande niemals erstorben. Stärker noch als in Luther war sie in seinem Zeitgenossen Andreas Karlstadt und Thomas Münzer, aber eben ihre Übertreibungen riefen Luthers Gegnerschaft auf den Plan, der mit seiner Verstandesklarheit die dem neuen Glauben drohende Gefahr erkannte. Dann führt die Spur auf Jahrhunderte ins thüringische Kolonialland, wo der Lausitzer Jakob Böhme,

der Schlesier Scheffler (Angelus Silesius) und Nikolaus von Zinzendorf ihre Wirksamkeit entfalteten, bis sie mit Novalis wieder im eigentlichen Thüringerland auftaucht. Überhaupt neigt bei aller Lebensbejahung der thüringische Stamm zur Spekulation; aus Leipzig ist der große Gottfried Wilhelm von Leibniz entsprossen, und der modernste aller Philosophen, dessen Wirkung in die weitesten Kreise gedrungen ist, Friedrich Nietzsche, ist aus thüringischem Blut hervorgegangen, in dem freilich ein slawischer Einschlag nicht zu verkennen ist. Aber auch auf den Gebieten der Einzelwissenschaften hat Sachsen-Thüringen eine große Zahl bedeutender Leute hervorgebracht: die Geschichtsschreiber Leopold v. Ranke und Heinrich v. Treitschke, die Rechtslehrer Thomasius und Pufendorf, den Mediziner Hufeland aus Langensalza, die Geographen von Richthofen, Peschel, Regel, die Philologen Fr. Aug. Wolf, Friedr. Ritschl, Lepsius, Schleicher, v. d. Gabelentz und viele andere. Besonders bemerkenswert ist das Hervortreten der pädagogischen Seite in der Wissenschaft, die vornehmlich von den Fürsten gepflegt ward, wovon noch heute die altberühmten Landesschulen in Pforta, Grimma und St. Afra in Meißen Zeugnis ablegen. Nicht wenige Pädagogen sind denn auch aus Thüringen hervorgegangen, wie Salzmann, Fröbel, Ziller, Rein, und die Universität Jena hat in dieser Beziehung auch heute noch eine führende Rolle: Melanchthons Ehrenbezeichnung praeceptor Germaniae kann mit einigem Recht auf Thüringen angewandt werden.

In der Kunst erscheint der Anteil Thüringens zunächst geringer, als man bei der phantasievollen Veranlagung des Stammes erwarten sollte. In der ersten Blütezeit unserer Literatur ist es einzig Heinrich v. Morungen, der den Ruhm Thüringens ausmacht, dann folgen lange Jahrhunderte, in denen sich der Stamm dichterisch kaum betätigt hat. Doch muß im Volke immer Neigung und Verständnis gewesen sein, sonst würden sich Goethe, dessen Geschlecht allerdings väterlicherseits aus Thüringen stammt, Schiller und später auch der Alemanne Josef v. Scheffel schwerlich in Thüringen so eingelebt haben, wie es tatsächlich der Fall war. Der erste wirklich bedeutende Dichter, den das Land in neuerer Zeit hervorbrachte, ist

Friedrich v. Hardenberg (Novalis), dessen früher Tod einer bedeutenderen, hoffnungsvollen Entwicklung ein jähes Ziel setzte, und neben ihm ist mit Ehren Otto Ludwig zu nennen, Hebbels Zeitgenosse und Nebenbuhler in der dramatischen Kunst, bei dem die thüringische Eigenart in seiner Liebe zur Natur und zur Musik unverkennbar hervortritt. Auch in der bildenden Kunst hat Thüringen wenig geleistet: es sind doch Künstler zweiten Ranges, die uns in dem Maler Julius Schnorr, dem Bildhauer Ernst Rietschel entgegentreten, und erst Max Klinger hat in unseren Tagen den Ruhm Thüringens auf diesem Gebiet begründet. Aber alles sonstige künstlerische Schaffen des Stammes wird überstrahlt durch die geradezu einzigartige Stellung, die er sich auf dem Gebiet der Musik errungen hat. In einem Jahre (1685) wurden in Halle und Eisenach kurz hintereinander Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach geboren, die Chorführer der modernen Musik, die auf ihrem eigensten Gebiet, der protestantischen Kirchenmusik, unübertroffene Muster geblieben sind. Während aber Händel nach England ging und dadurch der unmittelbaren Einwirkung auf das deutsche Geistesleben entzogen ward, hat Bach an St. Thomas in Leipzig jahrzehntelang einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt, der noch bis heute nachwirkt und Leipzig zur ersten Musikstadt des Reiches gemacht hat: sein Thomanerchor, sein Gewandhauskonzert und sein Konservatorium genießen noch heute einen Ruf in der ganzen gebildeten Welt. Und zum zweitenmal hat das Land seine Stellung auf musikalischem Gebiet befestigt, als es im Anfang des vorigen Jahrhunderts kurz nacheinander Robert Schumann (geb. 1810 in Zwickau) und Richard Wagner (geb. 1813 in Leipzig) hervorbrachte, von Karl Löwe und anderen abgesehen, die neben diesen doch als Meister zweiten Ranges gelten können. Es ist eben zweifellos in Thüringen eine ganz besondere Begabung für Musik vorhanden; daß sie auf slawische Blutmischung zurückgeht, ward schon oben angedeutet und wird durch das Beispiel Österreichs bestätigt. Österreich ist das einzige Land, das allenfalls an musikalischem Ruhm mit Thüringen wetteifern kann, und auch dort ist es die Beimischung südslawischen Blutes, die dem bayrischen Stamme diese einzigartige Begabung verliehen hat.

Viertes Kapitel

Die Altstämme: Alemannen und Bayern

Während die bisher behandelten Stämme, Friesen, Niedersachsen, Thüringer und zum Teil auch die Franken, noch heute die Gegenden bewohnen, die ihre Vorfahren zu Anfang unsrer Zeitrechnung inne hatten, liegt die Sache bei den beiden Südstämmen anders: sie sind ziemlich viel später, erst im dritten bis fünften Jahrhundert, nach Oberdeutschland eingewandert und zwar die Alemannen etwa aus dem heutigen Brandenburg, wo sie den Namen Semnonen führten, die Bayern aus Böhmen, das ihre Vorfahren, die Markomannen, schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert besetzt hatten. In ihren neuen Wohnsitzen trafen sie auf eine bedeutend kultiviertere, aus Kelten, Romanen und Bestandteilen der alpinen Rasse gemischte Bevölkerung, die dann in den Siegern aufging, aber nicht ohne tiefgehende Spuren in ihnen zu hinterlassen. Das erkennt man vor allem an der Sprache. Vom Südwesten aus, wo die fremdstämmige Bevölkerung am stärksten war, begann sich in den Jahrhunderten nach der Landnahme die zweite hochdeutsche Lautverschiebung der Konsonanten zu verbreiten, während die vom Südosten ausgehende Vokalveränderung, die mit dem 13. Jahrhundert einsetzt, eher auf die Besiedelung slawischen Gebiets durch die Bayern zurückzuführen sein wird. Auch der rein germanische Typus der Schädelform und der Haar- und Augenfarbe hat eine Veränderung erlitten: während die Alemannengräber des 4. und 5. Jahrhunderts noch durchaus langschädelige Kopfformen aufweisen, herrscht jetzt überall daneben der kurzköpfige Typus, der auf die alpine Beimischung zurückgeht, und die braune oder schwarze Haar- und Augenfarbe macht sich auf dem ganzen Gebiet neben der germanischen geltend. Allerdings wird daneben von manchen Forschern hervorgehoben, daß gerade im Südosten die Langschädel ein weites Verbreitungsgebiet haben; dies ist offenbar darauf zurückzuführen, daß die südslawischen Stämme, die hier im Besiedelungsgebiet saßen, dieser Kopfform in stärkerem Maße zuneigen, als ihre Brüder, die nordslawischen Völker. Auch bei diesen Langköpfen überwiegt die dunkle Haar- und Augenfarbe.

Verhältnismäßig stärker sind diese Einwirkungen bei den Alemannen, die das römische Zehntland und den größten Teil der Provinz Obergermanien überkamen. Den hauptsächlichsten Teil dieses Gebiets bildet die herrliche, fruchtbare Rheinebene zwischen Schwarzwald und Odenwald einerseits, Wasgenwald und Hardt andrerseits: ursprünglich in ihrer ganzen Ausdehnung von den Alemannen besetzt, mußte sie seit dem 5. Jahrhundert in ihrem nördlichen Teil den siegreich vordringenden Franken abgetreten werden, so daß sie jetzt nur noch bis etwa in die Gegend von Karlsruhe als unbestritten alemannischer Besitz gelten kann. Dazu kommt ferner die stellenweise ebenfalls sehr fruchtbare oberdeutsche Hochebene vom Jura und Genfer See bis zum Lech, der seit alten Zeiten die Grenze gegen Bayern bildet, und endlich das schwäbische Unterland, die schönen Täler des Neckar und seiner Nebenflüsse, die indessen schon stark von Franken durchsetzt sind, so daß heute die Schwaben von den eigentlichen reinen Alemannen des Rheintals sich in vieler Beziehung unterscheiden. Es ist ein schönes, abwechselungsreiches und gesegnetes Land, das nur im hohen Schwarzwald ödere Strecken aufweist, die sich dem Ackerbau entziehen, aber eine lohnende Viehzucht ermöglichen, mit einem milden, in der von allen Seiten geschützten Rheinebene fast südlich anmutendem Klima. Überall gedeiht hier an den Berghängen der Wein, die Walnuß und die Edelkastanie; nur das schwäbische Oberland macht eine Ausnahme, und ebenso wird im hohen Schwarzwald und in den Alpenbergen das Klima rauher und kühler. Aber auch hier bleibt in geschützten Tälern sogar im Winter das Klima außerordentlich mild, so daß selbst verhältnismäßig hochgelegene Orte, wie St. Blasien und Davos, als Winterkurorte für Lungenleidende beliebt sind. Infolgedessen hatten schon die Römer, deren Spuren man im südlichen Baden und in der Schweiz noch oft begegnet, hier eine reichkultivierte Provinz mit ziemlich dichter, am linken Rheinufer teilweise sogar städtischer Bevölkerung geschaffen, deren kulturelle Errungenschaften, wie z. B. der Weinbau, sofort von den Eroberern übernommen wurden. Das gilt in erster Linie von dem

tief ins Volksleben eingreifenden Hausbau. Nach einer von Otto Lauffer (Das deutsche Haus S. 39, Wissenschaft u. Bildung) gemachten Beobachtung pflegen Völkerschaften auf die Wanderung nicht ihre besondere Hausform mitzunehmen, sondern sich zunächst der im eroberten Gebiet vorgefundenen Wohnungen zu bedienen, wie Cäsar dies ausdrücklich von den auswandernden Usipetern und Tencterern berichtet, und so gewinnt die zuerst von August Meitzen (Das deutsche Haus S. 28) ausgesprochene Vermutung, daß das oberdeutsche Haus seinem Ursprunge nach keltisch-romanisch sei, allerdings erheblich an Wahrscheinlichkeit. Sein eigentümlicher Charakter, der es dem niederdeutsch-altgermanischen Hause überlegen macht und der ihm auch heute zur allgemeinen Verbreitung in Deutschland verholfen hat, ist der des Zweifeuerhauses, d. h. es befinden sich in ihm, meist durch die Wand getrennt, zwei Feuerstellen, Herd und Ofen, von denen dieser die in das Haus eingebaute Stube zu heizen bestimmt ist. Dieses Zweifeuerhaus war nun in römischer Zeit dahin weiterentwickelt, daß man ein Obergeschoß aufgesetzt hatte, dessen Stuben von unten her, meist durch eine Klappe im Fußboden, geheizt wurden: noch Goethe fand auf seiner Schweizerreise an einzelnen Stellen diese urtümliche Einrichtung, und hier und da mag sie auch heute noch vorhanden sein. Auf diese Urform des zweifeuerigen, mehrstöckigen Hauses gehen die meisten der sehr mannigfaltigen Hausformen auf alemannischem Gebiet zurück: eine der verbreitetsten ist das sogenannte Schwarzwaldhaus, bei dem in dem aus Steinen gemauerten Sockelgeschoß die Viehställe, in dem aus Holz ausgeführten Oberstock die Wohnungen und in dem darüber angelegten Dachraum die Getreide- und Strohvorräte enthalten sind. Ob die ursprüngliche keltische Wohnanlage ebenso sämtliche Gebrauchsräume unter einem einzigen Dach vereinigte, ist mindestens zweifelhaft; dann wäre der Charakter des Einheitshauses ihm erst von den germanischen Eroberern aufgeprägt, die daran von ihrer Heimat her gewöhnt waren, und die Änderung bestände nun eben darin, daß die dort in wagerechter Richtung vorhandene Dreiteilung des Hauses in Stall, menschliche Wohnung und Vorratsraum, hier sich in eine senkrechte verwandelte, wozu wohl hauptsächlich die Veränderung des Geländes, das die Anlage in tiefeingeschnittenen Tälern mit ziemlich steilen Wänden erforderte, den Anlaß gegeben haben mag. Ein ähnliches Beispiel dafür, wie bodenständige Anlagen dem Geschmack des Eroberervolkes mundgerecht gemacht werden, zeigt die uralte kretische Bauanlage in Griechenland, deren ursprünglich weite, der Einwirkung der Sonne freiliegende Hallen dem Geschmack der nordischen Eroberer gemäß sich in jenes System geschlossener, durch Laufgänge verbundener Einzelräume verwandelten, das noch heute in den mykenischen Bauten vorliegt. Natürlich findet sich bei den alemannischen Einheitshäusern, ebenso wie bei den niedersächsischen von einer Hofbildung, wie in Mitteldeutschland keine Spur, so vielgestaltig auch die Hausformen sind. Bezeichnend ist auch die vielfache Verwendung des Holzes, des im Norden allein verfügbaren Materials für den Oberbau; immerhin haben die Alemannen sehr bald den Steinbau von den Römern angenommen und sich seiner bedient, wobei sowohl Haustein wie Backstein verwandt wurden. Eigentliche Fachwerkbauten dagegen sind auf alemannischem Gebiet ziemlich selten.

Immerhin ist trotz der fremden Einflüsse die deutsche Wesensart bei den Alemannen treu bewahrt: das zeigt schon der hervorstechendste Zug, der stets bei ihnen besonders hervorgehoben wird, ihre altgermanische Kriegstüchtigkeit. In einer der ältesten Glossen, die vielleicht noch dem 7. Jahrhundert entstammt, werden sie als Ciswari, d. h. als besondere Verehrer des Kriegsgottes Ziu, bezeichnet, und dazu stimmt es, daß seit altersher den Schwaben die Ehre vorbehalten war, im Heere des Kaisers die Sturmfahne des Reiches voranzutragen, wie es 955 in der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde geschah. Auch sonst ist in der späteren Geschichte ihre Kriegslust bezeugt: nirgends war das Reislaufen so im Schwunge, wie bei den Alemannen, und wenn immer die Werbetrommel durchs Land ging, in Schwaben und in der Schweiz war sie des Zulaufs gewiß. Wie bei Marignano Schweizer Söldner gegen König Franz I. fochten, so haben ihre Nachkommen jahrhundertelang den französischen Königen gedient, und rührend durchtönt das Volkslied die Klage der Eltern um den verlorenen Sohn, der im Felde sterben, und das bittere Heimweh nach seinen

Bergen, das er mit dem Tode büßen muß. Noch heute zeigt die Schweizer Garde des Papstes, daß die alte Unrast des Stammes nicht ausgestorben ist. Aber sie trieb ihn nicht bloß zu kriegerischen Unternehmungen in die Fremde: die augsburgischen Fugger waren die ersten, die fast gleichzeitig mit den Spaniern in der neuen Welt ihre Handelsniederlassungen begründeten und ein Menschenalter aufrecht erhielten, bis die Ungunst der Zeiten ihre Kolonie in Venezuela vernichtete. „Schwaben und bös Geld führt der Teufel in alle Welt" sagt das Sprichwort, und der Studentenwitz will selbst in Madras unter den alten Brahminen einen schwäbischen Landsmann aus Ellwangen angetroffen haben. Wenn sich auch die Alemannen an der Besiedelung des Ostens nicht beteiligten, da sie unter den Staufern und auch später noch viel mehr nach Italien neigten, im 18. Jahrhundert haben sie es nachgeholt: im Banat und in Südrußland sitzen überall schwäbische Siedler, freilich jetzt als verlorene Posten in der slawischen Völkerflut, da sie den rechtzeitigen Anschluß an die Volksgenossen versäumten.

Ein anderer echt germanischer Zug ist der Eigensinn, der sich vor allem bei den Schwaben geradezu zur Querköpfigkeit und Schrullenhaftigkeit steigert. Das hat ihnen den durchaus unberechtigten Vorwurf der Dummheit eingetragen: „was ein gerechter Schwab ist, der wird nie klug", sagt ein Sprichwort, während ihm ein anderes wenigstens vom vierzigsten Lebensjahr ab eine Besserung seiner intellektuellen Fähigkeiten in Aussicht stellt, und zahllos sind die Geschichten über Gelegenheiten, bei denen sie besondere Torheiten, die sogenannten Schwabenstreiche, ausgeführt haben sollen, was denn Uhland in dem bekannten Gedicht sehr hübsch auf das Gebiet ihrer anerkannt kriegerischen Tüchtigkeit hinübergespielt hat. So wenig nun derartige Geschichten, zu denen auch die von den „sieben Schwaben" gehört, zutreffen, auf einem Gebiet läßt sich ihnen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, und das ist das politische. Ursprünglich freilich kann der Stamm der politischen Begabung nicht entbehrt haben, sind doch eine Reihe von mächtigen Herrschergeschlechtern aus ihm hervorgegangen, wie die Hohenstaufen, Hohenzollern, Habsburger, Welfen und

Zähringer. Aber mit dem Untergang der Hohenstaufen und der politischen Zersplitterung, die ihm folgte, erlosch der politische Sinn des Stammes, indem Kleinstaaterei und Kirchturmspolitik ihre schönsten Blüten zu treiben begann. Nirgends war die Landkarte bunter als in Schwaben zur Zeit des alten Reiches, und niemals eigentlich ist es zu größeren politischen Einigungen gekommen, bis schließlich Napoleons I. Machtwort solche in Württemberg und Baden erzwang. Der Zusammenhang mit dem Reich und der Sinn für große Politik ging dem Stamm verloren, ein übles Erbe, das der am Anfang des vorigen Jahrhunderts in Südwestdeutschland entstandene Liberalismus übernahm und auch auf die Demokratie unserer Tage übertragen hat. Je weniger sich die Alemannen um das Reich kümmerten, um so mehr gerieten sie unter französischen Einfluß, der hier seine festesten Stützen im Rheinbund fand, und vor allem gilt das von den linksrheinischen Alemannen, den Elsässern: der Ausgang des Weltkrieges hat wieder einmal gezeigt, daß es uns trotz aller Bemühungen in fünfzig Jahren nicht gelungen ist, den Stamm für das Deutschtum zurückzugewinnen. Andere Teile des alemannischen Stammes haben sich ganz vom Vaterlande losgelöst und ihre Unabhängigkeit in schweren Kämpfen behauptet, wie die Schweiz. Wirklicher Sinn für große Politik geht den Alemannen ab: Leute wie Pfizer und der Großherzog Friedrich von Baden haben mit ihrer Reichspolitik im Süden lange allein gestanden, und nichts ist bezeichnender, als daß die einzige bedeutendere politische Natur, die Schwaben im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, daß Friedrich List durch die Teilnahmlosigkeit und das Übelwollen seiner eigenen Stammesgenossen in einen frühen Tod getrieben ward.

Andererseits kann man die geistige Bedeutung des alemannischen Stammes nicht hoch genug einschätzen, und es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn man ihn als den begabtesten unter allen deutschen Stämmen bezeichnet. An Regsamkeit der Einbildungskraft stehen sie Franken und Thüringern nicht nach, auch hier hat die Sage die Geschichte des Stammes mit ihrem Rankenwerk reichlich übersponnen, aber an Tiefsinn und dem Hange zu grübelnder Spekulation übertreffen sie alle anderen.

Nur auf schwäbischer Erde konnte die Sage von Faust entstehen, die zwar an eine geschichtliche Person anknüpft, diese aber darüber hinaus zum Typus des Forschers steigert, der in seinem Drang das All zu ergreifen getäuscht sich zuletzt dem Teufel in die Arme wirft. Dieser Tiefsinn ist es, der dem Schwaben oft das Kantige, Herbe und Abstoßende verleiht, während der Alemanne des Rheintals viel freundlicher und entgegenkommender erscheint: auch das gelegentlich heftige Aufbrausen des Schwaben ist den anderen Stämmen aufgefallen, und sie haben es seltsamerweise darauf geschoben, daß „der Neckarwein bös macht". Überhaupt hat kein Stamm soviel Spott über sich ergehen lassen müssen von den anderen, denen der Tiefsinn der Schwaben oft als Querköpfigkeit, ja geradezu als Albernheit erschien. Aber auch ihnen ist die goldene Gabe des Humors verliehen, der sie darüber getröstet haben mag. Doch hat er in seinem bedeutendsten Vertreter, in Theodor Vischer, immer noch etwas Herbes und mehr ins Satirische Streifendes, wie das auch in den älteren Vertretern Johann Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brant hervortritt und stark von der gemütlichen Art des niedersächsischen Humors absticht. Im übrigen hat der schwäbische Tiefsinn in dem Stamm keineswegs den Sinn für das Wirkliche ertötet; wenn die Betriebsamkeit auch nicht so groß ist, wie bei den mitteldeutschen Stämmen, so zeugt doch die seit langem einheimische Industrie, daß es dem Stamme nicht an Erwerbsinn und Unternehmungslust fehlt. Holzschnitt und Kupferstich erscheinen zuerst im Südwesten Deutschlands, und eine stattliche Reihe von Erfindern, die mit Berthold Schwarz beginnt und mit dem Grafen Zeppelin schließt, ist dem alemannischen Stamme entsprossen.

Der Anteil, den die Alemannen am Leben der Nation genommen haben, ist ihrer Begabung und ihrer Zahl entsprechend sehr bedeutend; rechnet man die Schweiz ein, wie man das für die ältere Zeit ja unbedingt muß, so sind die Alemannen mit etwa 8 Millionen nach Franken und Niedersachsen der stärkste unter den Altstämmen. Aber eine wirklich führende Rolle im politischen Leben unseres Volkes haben sie nur einmal gespielt, unter den staufischen Kaisern, deren Macht vor allem auf dem Stammesherzogtum Schwaben beruhte. Nach

ihrem Sturz begannen sich die Bande zu lösen, die das Land zusammenhielten, genau wie in Niedersachsen, als die Welfenherrschaft zertrümmert ward; aber hier im Süden fehlte die einigende Kraft des Bürgertums, das dort zum Zusammenschluß und zu mächtiger Kraftentwicklung gegen den äußeren Feind führte: niemals hat der schwäbische Städtebund es zu einer derartigen Bedeutung gebracht wie die norddeutsche Hansa. So unterlag der Südwesten, nachdem sich 1648 die Schweiz gänzlich vom Reich getrennt hatte, bald französischem Einfluß, der unter Ludwig XIV. die linksrheinischen Alemannen im Elsaß vom Reiche losriß und damit naturgemäß auch rechts vom Rhein stärker sich geltend machte. Besonders stark zündeten hier die Gedanken der französischen Revolution; es darf nicht vergessen werden, daß die beiden süddeutschen Großstaaten von Napoleons Gnaden, daß Baden und Württemberg zu den festesten Stützen des Rheinbundes gehörten und sich erst ganz zuletzt dem nationalen Aufschwung der Freiheitskriege angeschlossen. So erklärt sich denn auch der internationale Zug im Antlitz des deutschen Liberalismus, der hier im Südwesten bald nach dem Befreiungskriege aufkam und dessen Verdienste um das Zustandekommen der deutschen Einheit nicht verkannt werden sollen. Allein sein Hauptfehler liegt in der Unterschätzung der auswärtigen Politik, die ihm neben der inneren als nebensächlich erscheint. So hat er sich denn auch hier im Südwesten, wo monarchisches Gefühl an sich gering und republikanische Gesinnung viel verbreiteter ist, hauptsächlich dem Ausbau des inneren Staatslebens gewidmet und dadurch bewirkt, daß die süddeutschen Staaten viel früher zu verfassungsmäßigem Leben gelangten als der Norden, was denn seinerseits wieder dazu geführt hat, daß dem Gegensatz der Stände untereinander jene Schärfe fehlt, die im Norden oft unangenehm hervortritt. Übrigens mag auch viel dazu beigetragen haben, daß ein grundbesitzender Adel im Südwesten kaum vorhanden ist: bäuerliche Besiedelung, und zwar wegen der starken Aufteilung des Besitzes in sehr intensiver Form, bildet die Regel, und welchen Vorteil das für die Ernährung des Volkes mit sich bringt, hat der Weltkrieg gezeigt, in dem die Ernährungsfrage bei den Süddeutschen sich meist viel einfacher löste als im Norden.

Außerordentlich stark dagegen ist der Anteil der Alemannen am geistigen Leben der Nation, in dem sie bisweilen zweifellos eine führende Rolle gespielt haben und in dem sich ihre deutsche Wesensart viel stärker geltend macht wie im politischen Leben. Auf religiösem Gebiet zeigt sich das darin, daß hier die Mystik, diese besonders deutsche Form der Religion, neben Thüringen ihre Hauptvertreter fand: Meister Eckarts Gedanken sind hier in Alemannien zuerst aufgenommen, wo sie in den Werken Johannes Taulers und Heinrich Susos weitergebildet wurden. Auch die Reformation fand rasch Eingang, sowohl von Norden wie auch von der Schweiz her, wo Zwingli sie durchführte, und ebenso ist von hier die Verinnerlichung der protestantischen Religion im Pietismus ausgegangen, dessen Begründer, Jakob Philipp Spener, ein Elsässer war und der dann in Württemberg besonders sich ausbreitete. Aber auch die freie Richtung der Theologie hat ihre Vertreter aufzuweisen, wie David Friedrich Strauß und die Brüder Baur; überhaupt bekundet sich der starke religiöse Sinn des Volkes im Sektenwesen, das in Schwaben immer in hoher Blüte gestanden hat, was übrigens zweifellos auch mit dem schon berührten Eigensinn der Schwaben zusammenhängt. In der Philosophie leuchten die glänzenden Namen Schellings und Hegels hervor, die mit ihren Systemen ein halbes Jahrhundert lang die nachkantische Philosophie beherrschten und mit der Romantik zugleich den Ruf der Deutschen als des Volkes der Dichter und Denker begründeten; von älteren Namen sind neben ihnen Albertus Magnus und Paracelsus, von neueren Friedr. Theodor Vischer und Eduard Zeller zu nennen. Auch die Einzelwissenschaften weisen eine Reihe der gefeiertsten Namen auf: die Mathematiker Johannes Kepler und Leonhard Euler sind Alemannen und ebenso, um nur die bedeutendsten zu nennen, Robert Mayer, auf dessen Entdeckung des Äquivalents von Kraft und Wärme die ganze neuere Physik begründet ist. Groß ist die Zahl der Forscher geringeren Ranges, immerhin ist es bezeichnend, daß die geschichtlichen Wissenschaften weniger Beachtung gefunden haben — nur Jakob Burckhardt wäre mit Ehren zu nennen. Auch hierin bekundet sich der geringere Sinn des Alemannen für große politische Zusammenhänge.

Glänzender noch entfaltet sich die Begabung des alemannischen Stammes auf künstlerischem Gebiet: es gibt kaum einen Zeitabschnitt der deutschen Literatur, in dem er nicht eine bedeutende Rolle gespielt hätte. Dies trifft schon auf unsere erste Blütezeit zu: in der erzählenden Dichtung haben Hartmann von Aue und Gottfried v. Straßburg, im Minnesang Friedrich v. Husen und Reinmar v. Hagenau schon ihren Zeitgenossen als die hervorragendsten gegolten. Vor allem schlug der Minnesang, wenn auch auf bayrischem Gebiet entstanden, hier in Schwaben seine tiefsten Wurzeln, wobei er allerdings, was wieder für das alemannische Wesen bezeichnend ist, dem Einfluß der südfranzösischen Troubadours unterlag, und seine bürgerliche Fortsetzung, der Meistergesang, hat hier am längsten geblüht: 1839 starb er in Ulm, 1876 erst in Memmingen im schwäbischen Allgäu aus. Überhaupt erhielt sich in Alemannien am längsten die Erinnerung an jene alte große Zeit und die Liebe zu ihr: hier sammelte der Züricher Patrizier Manesse im 13. Jahrhundert die große nach ihm benannte Liederhandschrift, hier entstanden kurz nacheinander um dieselbe Zeit die drei wichtigsten Handschriften unseres Nibelungenliedes, die sich heute in St. Gallen und auf Hohenems im Graubündner Rheintal finden, und von hier aus ging durch Bodmer der erste Anstoß für die Wiedererweckung des alten Heldenliedes aus. Als dann nach langer Zeit der Verödung das Morgenrot einer neuen Blüteperiode aufzugehen begann, da standen wieder Alemannen an der Spitze der Bewegung: Albrecht v. Haller kann als ihr Vorläufer gelten, und in Zürich, wo Bodmer und Breitinger wohnten, wo Klopstock, Goethe und die Brüder Stolberg zu Gast waren, bildete sich der Mittelpunkt des Widerstandes gegen die verstandesmäßige Richtung in der Poesie, wie sie durch Opitz und Gottsched vertreten ward. Mit Wieland und Schiller hat sich dann Schwaben seinen Anteil an der zweiten Blütezeit unserer Literatur gesichert, zur Romantik gehören Hölderlin und die schwäbische Schule von Uhland bis Mörike, denen sich die rheinischen Alemannen mit J. P. Hebel und J. V. Scheffel anschließen. Dann treten die Schweizer mit Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Karl Spitteler auf den Plan, und in neuester Zeit hat uns der Stamm

wieder in Hermann Hesse, Emil Strauß und Wilhelm Weigand Dichter beschert, die vor allem auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung Bedeutendes geleistet haben. Überhaupt liegt die Begabung des Stammes auf dem Gebiete der lyrischen und der erzählenden Dichtung, bei der die Dorfgeschichte als eine fast nur auf alemannischem Gebiet gepflegte Gattung hervortritt: im Drama ist Schiller der einzige geblieben. Besonders hat bei ihnen stets der tief im Volke wurzelnde Humor geblüht: den älteren Größen wie Sebastian Brant mit seinem Narrenschiff, Johann Geiler v. Kaisersberg mit seinen Predigten und Thomas Murner mit seinen Streitschriften reiht sich der Schwabe Ulrich Megerle an, der als Abraham a Sankta Clara in Wien zu hoher Berühmtheit kam, und von den Neueren Friedrich Theodor Vischer, dessen Roman „Auch einer" zweifellos die gelungenste humoristische Schöpfung Süddeutschlands ist. Und wer könnte schließlich vergessen, was die Alemannen für die bildende Kunst geleistet haben? Die wundervollen Münster von Straßburg und Freiburg, von Basel und Bern, von Zürich und Ulm sind heute noch beredte Zeugen aus der großen Zeit, in der der gotische Baustil hier seine herrlichste Vollendung fand, mit der Erwin v. Steinbachs fast sagenhafte Gestalt für immer verbunden ist. Dann beginnt die Hochblüte der Malerei mit Schongauer und den beiden Holbein, von denen freilich der jüngere, einer der größten Maler überhaupt, seinem Vaterland entfremdet ward, und selbst in einer künstlerisch armen Zeit brachte die Schweiz noch Anton Graff hervor, den Porträtmaler unserer klassischen Literaturperiode, dem als Bildhauer der Schwabe Dannecker an die Seite tritt. In neuester Zeit hat der Stamm noch einmal drei Maler wie Anselm Feuerbach, Ludwig Thoma und Arnold Böcklin hervorgebracht, die, so verschieden in ihrer Eigenart, von neuem den Beweis für die glänzende künstlerische Begabung der Alemannen erbrachten, die bisher nur auf einem Gebiet versagt hat: soviel auch im Lande gesungen wird, und so Glänzendes auch die Herstellung von Musikinstrumenten im Schwarzwald geleistet hat, in der Musik selbst haben die Alemannen keinen irgendwie bedeutenden Namen zu verzeichnen, ähnlich wie Friesen und Niedersachsen, die aber doch einen der Großen, Johannes

Brahms, hervorbrachten. Aber im ganzen wird man doch zugestehen müssen, daß in geistiger und künstlerischer Hinsicht die Alemannen vielleicht der begabteste unter allen deutschen Stämmen sind.

* * *

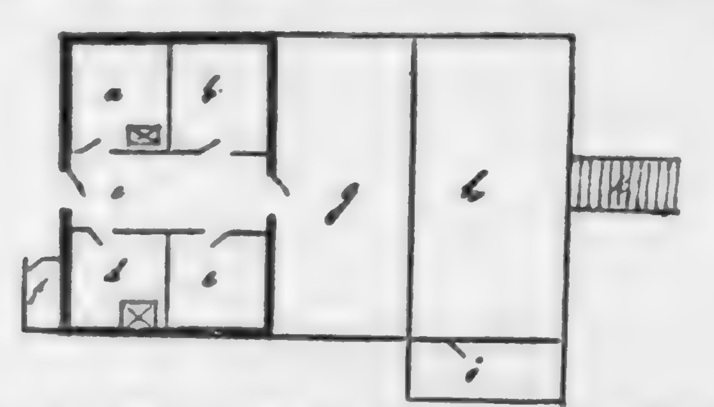
Jenseits des Lechs bis zum Inn und zur Salzach dehnt sich der Lebensraum aus, der ursprünglich dem letzten der Altstämme, den Bayern, zugewiesen war. Es ist eine weite, ziemlich flache Ebene, die sich vom Alpenvorland bis zum Frankenjura und Böhmerwald im Norden erstreckt, von durchschnittlich 300—600 m Meereshöhe und mit einem rauhen Klima, das den Weinbau nicht mehr gestattet und auch sonst für die mannigfachen Kulturpflanzen der Rheinebene nicht mehr ausreicht. Wohl aber ist das Land zum Ackerbau und zur Viehzucht geeignet, besonders da, wo wie in Niederbayern an der Donau starke Lößablagerungen eine fruchtbare Ackerkrume geschaffen haben. Bodenschätze dagegen fehlen fast ganz, und darauf ist die geringe industrielle Betätigung der Bewohner zurückzuführen, die zum weitaus größten Teil in der Landwirtschaft tätig sind. Den Nordrand des Gebiets umschließt die Donau, die ihre stärksten und wasserreichsten Zuflüsse von den Alpen her bekommt, meist ziemlich wilde Gebirgswasser, die im Osten zur Seenbildung neigen, im Westen dagegen eintönige, ausgedehnte Hochmoore bilden, unter denen das Erdinger und das Dachauer Moos die bekanntesten sind. Von Norden her erhält die Donau nur an einer Stelle Zuflüsse, da wo der Frankenjura und der Böhmerwald im spitzen Winkel aufeinanderstoßen, und hier im Tal der vom Fichtelgebirge herabkommenden Naab, der sogenannten Oberpfalz, ist denn auch die einzige Stelle, an der der bayrische Stamm wesentlich nordwärts über die Donau hinausgegriffen hat

Etwa im Laufe des 4. und 5. Jahrhunderts sind die Vorfahren der jetzigen Bewohner, die Markomannen, ein schon sicher mit andern germanischen Stämmen gemischter und mit der römischen Art in Krieg und Frieden vertrauter Volksstamm von Nordosten her aus Böhmen eingerückt, dessen Bezeichnung Bajohaemum d. h. Bojerheim die heutigen Bayern noch in

ihrem Namen aufbewahren. Sie trafen hier bereits auf eine romanisierte Bevölkerung, die zwar ebenso wie im Westen aus Kelten und alpinen Stämmen gemischt, aber bei weitem nicht so zahlreich und widerstandsfähig war wie im Rheingebiet. Wenigstens gelang es ihr beim Aufgehen in das Siegervolk nur dessen äußere Merkmale zu verändern, wie denn dunkle Haar- und Augenfarbe, teilweise besonders noch in Tirol mit Kurzköpfigkeit verbunden, beim bayrischen Stamm keine Seltenheit sind. Doch blieb die germanische Wesensart davon unberührt, wozu die Geschlossenheit des Gebiets, das nie der Zersplitterung verfiel, und die ausschließlich landwirtschaftliche Beschäftigung, vor allem aber der Umstand beigetragen haben mag, daß Bayern sowohl in nördlicher wie in ostwestlicher Richtung ein Durchgangsland bildete. So kam es, daß Reste durchziehender Völker immer wieder den germanischen Bestandteil der Bevölkerung verstärkten; insbesondere aber scheinen namhafte Reste des ostgotischen Stammes bei der Zertrümmerung des Ostgotenreichs durch Narses nach Norden ausgewichen zu sein und sich mit den Bayern vereinigt zu haben. Wenigstens deutet darauf die Festigkeit, mit der gerade hier im Südosten von Deutschland die in ihrem Grundzug ostgotische Heldensage immer gehaftet hat.

So erscheint bei den Bayern alte germanische Wesensart treuer bewahrt als bei manchen andern Stämmen. Uralte Gebräuche haben sich noch bei ihnen erhalten, so die Sonnwendfeier, die überall in den Bergen noch gefeiert wird, so die Sitte der Totenbretter, auf die man den Toten legt und die man nachher mit dem Namen des Abgeschiedenen versehen, im Felde oder am Kreuzweg aufstellt, so auch die uralten Bezeichnungen der 3. und 5. Wochentage als Er- und Pfinztag: jene birgt wie Dienstag in sich den Namen des Kriegsgottes, der an das griechische Ares anklingt, und diese, aus pempte hemera = fünfter Tag entstanden, erinnert an jene, bis auf geringe Spuren verschollene, von Südosten und Byzanz her versuchte Bekehrung der deutschen Stämme. Auch im äußeren Leben tritt diese Ursprünglichkeit noch hervor, vor allem in dem höchst altertümlichen Hausbau. Zwar das oberdeutsche Zweifeuerhaus mit dem Oberstock nahmen auch die Bayern an,

weil die Vorteile offenbar auf der Hand lagen, aber ihre germanische Eigenart bewahrten sie darin, daß sie Viehstall und Scheune mit den menschlichen Wohnungen vereinigten, so daß auch hier wie im Norden ein Einheitshaus entstand, aber allerdings mit ganz verschiedener Anordnung der Räume (Fig. 5.) Vom Eingang an der vorderen Schmalseite führt im bayrischen Hause ein Gang, von dem rechts Küche und Kammer, links Wohnräume liegen, gerade auf den Viehstall zu und hinter diesem liegt wieder die Scheune, die meist noch wieder durch eine besondere Auffahrt von der Rückseite her zugänglich ist.



Figur 5 Bayrisches Haus (Grundriß)
a Stube mit Ofen, b Kammer, c Flur, d Küche mit Herd, e Milchkammer, f Schweinestall, g Stall, h Scheune, i Schuppen, k Auffahrt

Das Ganze ist dann von einem nicht wie im Norden spitzzugehenden Stroh- oder Reetdach, sondern von einem breit hingelagerten Schindeldach überdeckt, das hier wie in den Alpen zum Schutz gegen die Winterstürme mit großem Steinen beschwert ist.

Auch in seiner Wesensart hat der bayrische Stamm die allgemein hervortretenden Züge der Germanen treu bewahrt, so vor allem in der Kriegstüchtigkeit. Es ist ein starker, kraftvoller Menschenschlag, der die bayrische Hochebene bewohnt; hier wie im Norden erfordert das rauhe Klima eine kräftige Ernährung und den Genuß alkoholischer Getränke, vor allem des Bieres, das in unübertroffener Beschaffenheit im Lande überall hergestellt wird. Aber die Sinnesart ist lebhafter, wie bei dem kühleren und nüchternen Niedersachsen; Spiel und Tanz in lärmender Volksbelustigung ist bei den Bayern gang und gäbe, und so ist er auch im Frieden wilder Kraftäußerung und einer gewissen Rauflust zugeneigt, die es bewirkt, daß die erwähnten

Volksbelustigungen oft in eine regelrechte Keilerei ausarten. Im Kriege haben sich die Bayern stets als tüchtige Soldaten und wilde Draufgänger bewährt; freilich ist damit eine gewisse Roheit verbunden, die die bayrischen Regimenter in den Kriegen Napoleons gefürchtet machte und sich noch im Weltkrieg öfter gezeigt hat; auch die „Strafbayern", mit denen der hessische Kurfürst seine widerstrebenden Untertanen gefügig zu machen versuchte, sind in unliebsamer Erinnerung. Vor allem hat der bayrische Stamm stets sein Heimatland mit großer Tapferkeit verteidigt; das glänzendste Beispiel gab das stammverwandte Tirol unter Andreas Hofer im Aufstand von 1809. Dagegen zum Reislaufen hat der Bayer niemals so geneigt, wie der unruhige Alemanne, dazu klebt er viel zu sehr an der Scholle. Überhaupt ist der beharrende konservative Sinn ein Hauptmerkmal des bayrischen Stammes, der sich auf den verschiedensten Gebieten ausprägt, so vor allem in der Liebe zum angestammten Herrscherhause der Wittelsbacher, die seit 1180 im Lande regieren. Geradezu rührend ist dies Verhältnis zu seinem Fürsten in den Tagen des unglücklichen Ludwigs II. hervorgetreten, dem das Volk trotz aller Anfeindungen und gerechtfertigten Beschwerden die Treue bis zuletzt bewahrte, und auch heute nach der Umwälzung wurzelt der monarchische Gedanke nirgends fester als in Bayern, wodurch schon öfter Mißhelligkeiten mit der Reichsregierung entstanden sind. Daß daraus ein wirklicher Bruch entstehen könne, ist freilich bei der Treue Bayerns zum Reich nicht zu befürchten, aber mit Zähigkeit und Hartnäckigkeit haben die Bayern stets innerhalb des Bundesverhältnisses ihre Selbständigkeit betont, und an ärgerlichen Streitigkeiten hat es auch unter der kaiserlichen Regierung nicht gefehlt; es ist eben die starr und treu bewahrte Eigenart des Volkes, die sich hier geltend macht. Auch der Kirche gegenüber tritt dieser Zug des Beharrens deutlich hervor. Seit der ersten Bekehrung im 6. Jahrhundert hat Bayern stets fest an der alten Kirche gehangen: die Reformation hat im Lande einen sehr geringen, beim Volke fast gar keinen Eingang gefunden. Daher bildet Bayern auch heute noch eine der festesten Stützen der katholischen Partei in Deutschland; nirgends finden sich äußerliche Frömmigkeit und innere

Überzeugungstreue so fest verbunden wie beim Bayern, ganz im Gegensatz zum benachbarten Franken, wo auch das katholische Volk dem Geistlichen gegenüber eine viel freiere Haltung einnimmt. Nirgends ist die Zahl der Kirchen und Klöster so groß wie in Bayern, nirgends werden Prozessionen und Wallfahrten so eifrig gepflegt wie hier, und in der äußeren Betätigung der Frömmigkeit wetteifern die höheren Kreise und der Hof durchaus mit den niederen. Selbst die alten Passionsspiele haben sich noch in Bayern erhalten, wenn sie auch in Oberammergau jetzt fast ganz zu äußerlichen Schaustellungen herabgesunken sind, und noch heute geht selten ein Einheimischer an den vielen Bildstöcken und Marterln vorbei, ohne ein stilles Gebet für den Verunglückten zu verrichten, den er doch nie gekannt hat.

Allerdings hat das starke Beharrungsvermögen und das zähe Festhalten am Althergebrachten, das den Bayern auszeichnet und ihn von dem beweglichen Alemannen scheidet, auch seine Schattenseiten, und zumal auf die geistige Entwickelung des Stammes hat es lange ungünstig eingewirkt. Dummheit und Unbildung hat man früh den Bayern vorgeworfen, wie wir schon aus Wolframs Parzival wissen, und so viel ist daran richtig, daß Bayern an dem Fortschritt der Wissenschaften und der Bildung lange Zeit nur geringen Anteil genommen hat. Dabei fehlt es dem Stamm keineswegs an Intelligenz und vor allem nicht an künstlerischen Anlagen, aber sie haben sich verhältnismäßig sehr spät entwickelt. Auch eine gewisse Rührigkeit und Unternehmungslust geht den Bayern keineswegs ab, wie sie denn tatsächlich die ersten gewesen sind, die nach der Vernichtung des Awarenreiches durch Karl den Großen in raschem Anlauf die deutsche Kultur donauabwärts bis in die ungarische Tiefebene und in die Vorberge der Karpathen sowie in die Alpenländer hineingetragen haben. Aber im großen und ganzen ist die Sinnesart des Stammes doch mehr auf behaglichen Lebensgenuß gerichtet: München ist unter den deutschen Großstädten zweifellos diejenige, in der das heutige Hasten nach Erwerb noch am wenigsten hervortritt und die dadurch auf den Gebildeten stets eine besondere Anziehungskraft ausüben wird.

Bei dieser Veranlagung der Bayern ist der Anteil des Stammes am politischen und geistigen Leben der Nation außerordentlich wechselnd und nicht sehr bedeutend gewesen, wozu übrigens auch die verhältnismäßige Kleinheit des Stammes beigetragen hat, der abgesehen von seinem Kolonialland kaum 4 Millionen stark ist. Noch am stärksten erscheint er in der Frühzeit, als zwischen Regensburg und Passau an der oberen Donau der altheimische Minnesang entstand und hier im Südosten die deutsche Heldensage und Volksdichtung neben der ritterlichen eine Pflegstätte fand, während sie im ganzen übrigen Deutschland von ihr verdrängt ward: das rege geistige Leben des Koloniallandes, wo die Babenberger in Wien einen glänzenden Mittelpunkt des Geisteslebens geschaffen hatten, der mit dem Hofe des Landgrafen in Eisenach wetteiferte, wirkte auf das Mutterland zurück. Allein die Verselbständigung Österreichs unter den Habsburgern trennte die regsameren Volksbestandteile ab, und nun blieb Bayern jahrhundertelang im toten Winkel: selbst die großen und wichtigen Handelsstraßen, die von Norden nach Süden führten, umgingen das bayrische Gebiet, und Augsburg und Nürnberg wurden die großen Stapelplätze Süddeutschlands, neben denen Regensburg, die einzige bedeutende Stadt des Landes, fast ganz zurücktrat. Wohl versuchte Kaiser Ludwig der Bayer durch seine weitausgreifende Hauspolitik, die sowohl im Süden wie im Norden reichen Gebietszuwachs erwarb, seinem Stamm größeren Einfluß zu verschaffen; aber in Tirol lief Ludwig dem Römer Österreich den Rang ab, und als Markgraf Otto im Vertrag zu Fürstenwalde 1373 sein Land dem Luxemburger verkaufte, war der Versuch Bayerns, eine führende Rolle in Deutschland zu spielen, endgültig fehlgeschlagen. Das Land blieb für sich und trat erst mit dem Dreißigjährigen Kriege wieder in die große Politik ein, als sein Fürst neben dem schwächlichen Ferdinand die sicherste Stütze der katholischen Partei bildete, wodurch er zwar die Kurwürde erwarb, aber auch sein Land schweren Verwüstungen aussetzte. Erst mit dem Aussterben des Kurfürstenhauses und dem Eintritt der pfälzischen Linie unter Karl Theodor von Pfalzbayern beginnt der entscheidende Aufschwung des Landes, das bedeutend vergrößert und als Königreich aus

den napoleonischen Kriegen hervorging. Von da an spielt Bayern als drittgrößter Staat im deutschen Bunde und als zweitgrößter im neuen Reich eine bedeutende Rolle, und dies trifft auch heute noch nach der Umwälzung zu, wo es getreu der Gesinnung, die den Stamm vor allen andern auszeichnete, den Hort der konservativen Bestrebungen bildet. Vor allem hat das Aufkommen der pfälzischen Linie die geistige Entwickelung Bayerns mächtig gefördert; eine Reihe begabter und besonders kunstverständiger Herrscher hat das Land aus seiner Vereinsamung heraus mit dem Strom der gesamtdeutschen Entwickelung in Berührung gebracht. Hauptsächlich ist ihre Arbeit München zugute gekommen, das heute zweifellos die führende Kunststadt Deutschlands ist, aber überhaupt steht das geistige Leben Bayerns heute hinter dem der übrigen Stämme in keiner Weise zurück.

Immerhin darf man nicht vergessen, daß diese ganze Entwickelung Bayerns zu selbständigem geistigen Leben noch nicht älter als hundertfünfzig Jahre ist und daß deshalb die Zahl der bedeutenden Männer, die der Stamm auf den verschiedenen Wissensgebieten hervorgebracht hat, nicht allzu groß sein kann. Das gilt vor allem von der Religion und der Philosophie, wo auch die herrschende Stellung, die die katholische Kirche in Bayern einnimmt, sicher nachteilig gewirkt hat: außer dem großen Prediger des 13. Jahrhunderts, Bruder Berthold v. Regensburg wäre nur noch Ignaz Döllinger, der Vater des Altkatholizismus zu nennen. Anders liegt die Sache schon auf dem Gebiet der Dichtkunst: hier weist die ältere Zeit neben Wolfram von Eschenbach, der sich freilich selbst als Bayern bezeichnet, aber doch mehr dem fränkischen Stamm zuzurechnen sein wird, noch zwei bedeutendere Namen auf: Neithart v. Reuenthal, den letzten bedeutenden Minnesänger, und Wernher den Gartenaere, der uns in Meier Helmbrecht die erste deutsche Dorfgeschichte beschert hat. Aber dann folgt eine lange Pause, und erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt in der bayrischen Dichtung ein regeres Leben, wobei es bemerkenswert ist, daß der Begriff der Heimatkunst für Bayern nicht erfunden zu werden brauchte: fast alle seine Dichter wie Stieler, v. Kobell, Ganghofer und wie sie alle heißen, sind Heimatkünstler

und in ihrer Wirkung auch kaum über die Grenzen des Stammes herausgedrungen. Das wird erst anders, als die Literaturrevolution der achtziger Jahre, die den Naturaliomus auf den Schild hob, unter M. G. Konrads Führung auch in München einsetzte: das Organ der Jungen, um das sie sich scharten, die „Gesellschaft" erschien und erscheint noch heute in München. Allein die Bewegung breitete sich über ganz Deutschland aus, und jetzt kamen auch bayrische Dichter, von den älteren Martin Greif, von den jüngeren Rüderer, Thoma, Bierbaum mehr zu allgemeinerer Anerkennung. Doch beruht die Bedeutung, die München in der Literatur hat, auch heute noch mehr auf den Dichtern, die sich aus allen Gauen Deutschlands dort zusammengefunden haben, als auf einheimischen Talenten. Ähnlich steht es mit der bildenden Kunst. Die ältere Zeit hat fast keinen namhaften Künstler hervorgebracht, und erst in den letzten hundert Jahren sind in dem Bildhauer Schwanthaler, dem Erzgießer v. Miller, dem Baumeister Seidl, vor allem in den Malern M. v. Schwind, Piloty, Spitzweg, Lenbach und Stuck besonders bayrische Künstler erstanden, denen als Künstler europäischen Rufes Wilhelm Leibl an die Seite tritt; nicht zu vergessen auch die beiden großen humoristischen Zeichner Adolf Oberländer und Wilhelm Busch, der obwohl niedersächsischen Ursprungs in München seine Heimat fand. In diesem Zusammenhang aber wird man auch stets der beiden Ludwige gedenken müssen, von denen der erste trotz seiner verhältnismäßig beschränkten Mittel seine Hauptstadt zu dem gemacht hat, was der Name Isarathen vielleicht etwas zu volltönend bezeichnet, während dem zweiten das unvergängliche Verdienst bleibt, Richard Wagners Kunst zu ihrem endlichen Erfolge verholfen zu haben. Allerdings ist auch das kein Zufall, daß Wagner gerade in Bayern zuerst Erfolg gehabt hat, denn zweifellos ist dem Stamm die musikalische Veranlagung eigen, die freilich erst im Kolonialland durch slawische Blutmischung zur vollsten Entfaltung gelangt ist. Aber auch Bayern selbst weist Namen wie Gluck und Reger auf, während der in Augsburg geborene Mozart den Österreichern zuzuzählen ist. Neuerdings ist dann aber auch Bayern in den Wissenschaften zur Geltung gekommen, besonders in der Geschichte: kein Stamm Deutschlands weist so viele und so namhafte Darstellungen der heimatlichen Geschichte auf, was wieder für die Wesensart des Volkes außerordentlich bezeichnend ist. Auch auf andern Gebieten ist Bedeutendes geleistet worden: von Anselm Feuerbach in der Jurisprudenz, von Fraunhofer in der Astronomie, von Pettenkofer in der Medizin: aber alle diese Namen gehören erst den letzten hundert Jahren an, in denen Bayern sich seinen Anteil an der gesamten geistigen Entwickelung unsres Volkes gesichert hat.

Fünftes Kapitel

Die Neustämme im deutschen Osten

Fast unmittelbar nachdem die Altstämme zum erstenmal im Reiche Karls des Großen vereinigt waren, begann der Drang nach Ausbreitung im Volke einzusetzen, der sich naturgemäß gegen den Punkt des geringsten Widerstandes richten mußte. Dieser lag damals im Osten, wo unter den Wendenstämmen an Elbe und Saale nur ein geringer Zusammenhang bestand: im Südosten hatte Karl selber durch die Vernichtung des Awarenreichs die Bahn für die Besiedelung frei gemacht. Die Bewegung entwickelte sich nur langsam und war besonders im Norden und in Mitteldeutschland, wo zunächst Markgraf Gero bedeutende Erfolge erzielt hatte, von schweren Rückschlägen begleitet. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts begannen Niedersachsen und Thüringer mit stärkeren Massen und größerer Kraftentwicklung vorzugehen, aber erst gegen 1300, als unter den Altstämmen schon längst wieder die Zersplitterung eingesetzt hatte, war das Ziel erreicht, und der ganze Osten bis zur Memel und darüber hinaus bis in die Ostseeprovinzen hinein, den einst vor der Völkerwanderung die Ostgermanen bewohnt hatten, war der deutschen Kultur wiedergewonnen.

Es war ein ungeheures Gebiet, das sich damit der deutschen Kultur erschloß, nicht viel kleiner als der gesamte Lebensraum,

der bis dahin den an der Bewegung beteiligten Stämmen zur Verfügung gestanden hatte. Von der Elbe an sich allmählich verbreiternd, geht die norddeutsche Tiefebene nach und nach in die russische über, ohne feste Grenzen und auch ohne wesentliche Bodenerhebungen. Nur am Meere entlang streicht ein niedriger, aber ziemlich breiter und in einzelne Platten aufgelöster Höhenzug, in dem eine ungeheure Masse kleinerer und größerer Seen eingebettet sind, die den unvergänglichen Reiz der Landschaft ausmachen: zur See ziemlich steil abfallend und nach dem Lande zu sich langsam abflachend ist er von einer nicht sehr starken aber fruchtbaren Humusschicht bedeckt, die fast überall für den Getreidebau ausreicht. Die zwischen diesem am Meer entlang verlaufenden Höhenzug und den Vorbergen des Mittelgebirges gelagerte Ebene weist nur ganz geringe Erhebungen auf, wie z. B. den Fläming, und war in der Zwischeneiszeit von den mächtigen Urstromtälern der Weichsel, Oder und Elbe durchzogen, die ursprünglich von Ost nach West verlaufend allmählich mehr in eine nordwestliche Richtung übergingen und sich einander langsam annähernd etwa in der Gegend der heutigen Wesermündung die Nordsee erreichten. Da änderte die zweite Eiszeit, die den größten Teil der norddeutschen Ebene überdeckte, das Gelände und verlieh ihm im wesentlichen seine jetzige Gestalt. Als das Eis sich nordwärts zurückzog, schlugen die bisher westwärts gerichteten Wassermassen die nördliche Richtung ein und bahnten sich den Weg zur Ostsee, nur die Elbe erlitt zuletzt eine nordwestliche Ablenkung und erreichte die Nordsee mit ihrer heutigen Mündung. Dennoch wirkte die alte Bodengestalt nach: überall da, wo die neuen Flußläufe die alten, breiten Urstromtäler durchsetzen, zeigen sie eine starke Neigung zur Verästelung und Versumpfung, zur Moor- und Bruchbildung: das havelländische Luch, der Spreewald, der Warthebruch sind heute noch erhalten, während Oder- und Netzebruch unter Friedrich dem Großen trocken gelegt und der Kultur erschlossen wurden. So war das Land, das die Ansiedler überkamen, seiner Beschaffenheit nach sehr verschieden: neben der im ganzen zum Ackerbau geeigneten Seenplatte fanden sich nur im Süden am Gebirge entlang und im Osten, um Posen herum, jene Lößablagerungen,

die für den Getreideanbau sehr günstig sind; die Mitte dagegen, das eigentliche Kernland, die zwischen Elbe und Oder gelegene Mark, bot in ihrer Abwechselung von dürrem, hügeligen Sandboden und sumpfigen Ebenen zunächst dem Ansiedler wenig Verlockendes. Weite Strecken des Bodens waren von dichtem Urwald bedeckt, von dem sich heute im Osten noch ansehnliche Reste erhalten haben: das Klima war im allgemeinen dem nordwestdeutschen ähnlich, doch machte sich besonders im Innern und am Gebirge entlang bereits der Einfluß der osteuropäischen Landmassen in der Verringerung der Niederschlagmengen geltend: heute wo der größte Teil der Wälder verschwunden ist, sind die Unterschiede gegen das westdeutsche Klima inbezug auf Regenmenge und Winterkälte noch wesentlich stärker geworden. Es bedurfte gewaltiger Anstrengungen, das Land urbar zu machen, das zunächst vielfach nur karge Erträge abwarf und an die Arbeitskraft und Widerstandsfähigkeit der Ansiedler die stärksten Ansprüche stellte; aber bis auf geringe Strecken, vorwiegend in der Mark, die auch heute noch nicht der Bodenkultur erschlossen sind, ist das Werk gelungen: in seiner Gesamtheit zweifellos die größte Tat, die unser Volk im Mittelalter vollbracht hat. Immer aber ist der Ackerbau die weitaus vorwiegende Beschäftigung der Bewohner geblieben; Bodenschätze fehlten fast ganz und traten erst im Vorland des Riesengebirges auf, da wo sich dieses den Karpathen nähert: hier ist denn auch das zweite, große Industriegebiet unsres Landes entstanden, das durch den Friedensvertrag von Versailles den Polen zugesprochen ist, obwohl hier wie in all den übrigen abgerissenen Gebietsteilen erst deutsche Arbeit das Land erschlossen hat. Günstiger lagen die Verhältnisse im Süden an der Donau, wo sich die Besiedelung über das fruchtbare Donau- und Marchtal bis in die ungarische Tiefebene erstreckte und erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts durch die einwandernden Madjaren begrenzt ward. Auch die Alpentäler wurden nach und nach besiedelt, und hier überschritten die Deutschen auch den Kamm des Gebirges, indem sie sich den fruchtbaren Tälern der Etsch, der Mur und der Drau folgend allmählich in romanisches und slawisches Gebiet hineinschoben. Überall ist hier das Klima

der Besiedelung günstig. Zwar nimmt die Feuchtigkeit nach Osten zu ab, ist aber immer noch weit von Dürre entfernt, und die steigende Sommerhitze vermag auch anspruchsvolleren Kulturpflanzen Fortkommen zu gewähren. Bemerkenswert ist, daß die Deutschen überall, wohin sie kamen, den Weinbau versuchten, dessen Spuren sich bis nach Masuren hinein finden. Erhalten hat er sich freilich nur an Elbe, Saale, an der mittleren Oder und selbstverständlich an der Donau. Vielleicht ist er auf den fränkischen Stamm zurückzuführen, dessen Angehörige fast überall der Siedlungsbevölkerung beigemischt sind.

Mit Ausnahme der Alemannen haben sämtliche Altstämme an der Besiedelung des Ostens ihren Anteil gehabt, außerdem aber die Niederfranken, die heute in Holland und Belgien wohnhaft nicht mehr dem Reichsverband angehören. Das hängt damit zusammen, daß diese Niederfranken als besonders erfahren in der Trockenlegung und Urbarmachung von Sümpfen angesehen und deshalb häufig von den Landesherren durch Versprechungen zur Ansiedelung herangezogen wurden. Ihre Spuren sind in Brandenburg, wo noch der Fläming nach ihnen heißt, und weiter im nördlichen Posen und Westpreußen nicht zu verkennen, wo sich mehrfach Ortsbezeichnungen wie Frankenstein, Frankenberg und Frankenthal wiederfinden. Überhaupt ist natürlich, wie in allen Siedelungsländern, eine ziemlich weitgehende Stammesmischung eingetreten; dennoch lassen sich auch heute deutlich noch die Hauptmassen sondern, in denen je einer der Altstämme die Führung übernahm und damit den Anstoß zur Bildung der Neustämme gab, die heute das Land bewohnen. Im Norden, soweit die Seeküste reicht, sind vorwiegend Sachsen vorgedrungen. Mecklenburg kann noch als rein niedersächsisch gelten, während in Pommern, West- und Ostpreußen die Schicht dünner wird und ein stärkerer slawischer Einschlag sich geltend macht. Doch entfernten sich die Niedersachsen nie weit vom Meere und sind südwärts über die Seenplatte nicht weit hinausgekommen; hier wohnen sie bereits stark mit Niederfranken gemischt, wie es unter anderem die Berliner Mundart zeigt, die im Konsonantismus schon fast hochdeutsch, in den Vokalen noch mehrfach die ungebrochenen niederdeutschen Laute bewahrt hat, so das o statt

au vor Lippenlauten (berl. loofen, hochd. laufen, nd. lopen), e statt ei (berl. kleen, hochd. klein, nd. kleen), e statt äu (berl. Beeme, hochd. Bäume, nd. Böme); einzelne Forscher behaupten sogar, daß der Tonfall der Berliner Mundart ganz außerordentlich an den des Niederfränkischen in Krefeld erinnere. Andrerseits ist auch in Ost- und Westpreußen mit einer starken und zwar mehr ostfränkischen Beimischung zu rechnen, insofern sich der Orden meist aus den Kernlandschaften des alten Reichs rekrutierte, und so kann man im großen und ganzen sagen, daß der Neustamm der Preußeu aus einer niedersächsischen Hauptmasse mit starker fränkischer und natürlich auch slawischer Beimischung erwachsen ist. Etwa südlich der Linie Wittenberg—Frankfurt a. d. Oder beginnt dann eine andere Zusammensetzung; hier sind es Thüringer und Ostfranken gewesen, die sich über der slawischen Urbevölkerung lagerten und zwar so, daß diese sich in unzugänglicheren Gegenden, wie im Spreewald, in ihrer Eigenheit noch bis heute erhalten konnte. Sogar die Fürstengeschlechter blieben hier slawisch, wenn sie sich auch im Laufe der Zeit vollständig eindeutschten, wie z. B. die schlesischen Piastenherzöge: übrigens gilt oder galt dasselbe auch von den mecklenburgischen und pommerschen Fürsten im Norden. Die Sprache ist dem Hochdeutschen stark angenähert; es sind ostmitteldeutsche Stämme, die sich hier in der Lausitz, in Posen und Schlesien, im nördlichen Böhmen und Mähren angesiedelt haben, deren östlicher Ausläufer die sog. Siebenbürger Sachsen (eigentlich Moselfranken) sind. Als ihr Typus kann der Schlesier betrachtet werden. Endlich im Süden drangen die Bayern vor: in Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich haben sie sich verhältnismäßig rein erhalten, während in Südmähren und Nordungarn, in der Steiermark und Kärnten sich bereits die slawische und madjarische Blutmischung geltend macht, die so stark war, daß von hier aus die zweite große Veränderung unserer Hochsprache, die Vokalverschiebung im Beginn des 14. Jahrhunderts ihren Anfang nahm. Es ist der Neustamm der Österreicher, der sich hier gebildet hat. Übrigens unterliegt es keinem Zweifel, daß besonders unter den fränkischen Babenbergern auch sehr viel Franken als Ansiedler ins Land ge-

kommen sind, die ja überall, wenn auch infolge der Lage ihrer Wohnsitze nicht immer als Hauptbestandteil, in der Geschichte der Neubesiedelung des Ostens eine bedeutende Rolle spielen.

Es ist nun unverkennbar, wie die Wesensart der Neustämme zunächst auf den Eigentümlichkeiten desjenigen unter den Altstämmen beruht, der die Hauptmasse der Einwanderer stellte. Die Abgeschlossenheit und gesellschaftliche Steifheit des Niedersachsen, die verstandesmäßige Richtung seines ganzen Wesens macht auch den Grundzug des preußischen Wesens aus; von der überschäumenden Lebenslust und Sinnenfreude des Niederfranken ist wenig geblieben, sie ist im harten Kampf ums Dasein allmählich untergegangen. Eine Ausnahme macht nur in mancher Beziehung die Hauptstadt Berlin, die eine viel stärkere Blutmischung aufweist, vor allen durch die Einwanderung der Refugiés, die der große Kurfürst ins Land zog und die so zahlreich waren, daß zeitweilig der dritte Einwohner Berlins französischer Herkunft war. Das hat der Berliner Bevölkerung einen starken Einschlag romanischer Beweglichkeit gegeben, aber seine verstandesmäßige Richtung eher noch verstärkt: bezeichnend dafür ist, daß der Berliner Witz meist ein Wortwitz ist, während der eigentlich niedersächsische fast immer auf der komischen Situation aufbaut. Es ist das Vorherrschen des gesunden Menschenverstandes, als dessen Hauptvertreter noch Friedrich Nicolai gelten kann, das Gleichsetzen der Grenzen des Universums mit denen seines Intellekts, das die Unbeliebtheit des Berliners auf geistigem Gebiet ausmacht und ihn den Leistungen des wirklichen Genies gegenüber immer so hausbacken erscheinen läßt: wie sind Wagner, Böcklin, Feuerbach in Berlin verhöhnt worden, ehe man sich widerwillig zur Anerkennung entschloß und nun durch übermäßige Beweihräucherung sein früheres Verhalten in Vergessenheit zu bringen suchte! Dazu kommt ein hochfahrendes Aburteilen in den Dingen des gewöhnlichen Lebens, eine nörgelnde, von der eigenen Vorzüglichkeit überzeugte Kritik, die dem Berliner die Neigung der Altstämme überhaupt verscherzt, und es läßt sich leider nicht leugnen, daß einiges davon auch in die Wesensart des preußischen Stammes überhaupt eingedrungen ist, was seine Unbeliebtheit bei den älteren

Bruderstämmen mit erklärt. Hier aber kommen doch noch einige Besonderheiten hinzu, die den preußischen Stamm von allen übrigen unterscheiden. Kriegstüchtigkeit ist zwar von jeher ein Zeichen des Germanen gewesen, das schon von Cäsar und Tacitus gebührend hervorgehoben wird, aber sie ward stets wesentlich beeinträchtigt durch die mangelnde Neigung, sich dem Befehl von oben her unterzuordnen, dem sich die deutsche Eigenwilligkeit oft widersetzt, wie das die Buren in ihrem letzten Krieg gegen England zu ihrem Schaden erfahren haben. In dieser Hinsicht ist es nun sehr merkwürdig, daß gerade in dem Neustamm der Preußen sich jenes Unterordnungsgefühl entwickelt hat, das die Grundlage der Manneszucht im preußischen Heere bildete und durch das Reichsheer auch den übrigen Stämmen vermittelt worden ist. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat dies auf die slawische Blutmischung zurückgeführt, in der der germanische Individualismus und der blinde Gehorsam der Slawen sich zu dieser eigentümlichen Form zusammengefunden hätten. So bestechend diese Erklärung auf den ersten Blick erscheint, so wenig scheint sie doch bei näherer Betrachtung Stich zu halten, insofern nicht recht einzusehen ist, warum sich nicht auch bei den übrigen mit Slawen gemischten Altstämmen, wie den Schlesiern und Österreichern dieser Wesenszug entwickelt hat. Man wird also nach einem anderen Erklärungsgrund suchen müssen, und dieser liegt wohl in der Art und Weise, wie sich die Besiedelung des Ostens in der Geschichte vollzog. Wenn wir nun auch von den Einzelheiten nicht allzuviel wissen, so ist doch so viel sicher, daß die Zahl der Ansiedler sehr verschieden war und daß sie noch Osten zu immer geringer ward: gerade in Ost- und Westpreußen, dem Deutschordensgebiet und der Wiege des eigentlichen Preußentums, stand nur eine geringe Zahl von Ansiedlern einer starken, waffentüchtigen und haßerfüllten Bevölkerung gegenüber. Jahrhundertelang noch saß hier der slawische Wolf dem deutschen Ansiedler an der Kehle, und dies zwang ihn zu äußerster Wachsamkeit, die selbst die Kirchen in Festungen verwandelte, vor allem aber zu unbedingter Unterordnung unter eine gemeinsame Leitung von oben her, da nur diese die Überlegenheit den Besiegten gegenüber verbürgte:

nur eine feste Organisation und harte militärische Manneszucht konnten den Deutschen vor dem Schicksal retten, von den unterworfenen Slawen vernichtet zu werden. Wer die Geschichte des deutschen Ordens etwa aus Heinrich v. Treitschkes glänzender Darstellung kennt, weiß auch, wie es durch eine eiserne, entsagungsvolle Manneszucht gelang, in furchtbaren Kämpfen des immer wieder auflodernden Aufstandes Herr zu werden, und gerade in dieser Beziehung paßt der so oft herangezogene Vergleich mit den Spartanern: nur dadurch ward der Spartaner zu einem Krieger, dem sich kein anderer Grieche vergleichen konnte, weil er als verhaßter Herr einer zehnfachen und immer weiter anwachsenden Helotenbevölkerung gegenüberstand. Aus dieser Wurzel sind dann die bezeichnenden Eigentümlichkeiten des preußischen Stammes hervorgegangen: die unbedingte Unterordnung unter den Befehl und das scharfe Zufassen in jeder gefahrvollen Lage, die vielgerühmte und viel verlästerte preußische Schneidigkeit, aber auch das eiserne Pflichtgefühl und jene Anlage zur Organisation, die uns im Weltkrieg so wesentliche Dienste geleistet hat und jetzt in ihre Überteibung auszuarten droht. Eben diese Eigenschaften sind es, die das Preußentum unbeliebt gemacht haben, dazu die Kargheit und Sparsamkeit, die die unerhörte Kraftentfaltung des Landes seinen Bewohnern zumutete und die dem übelwollenden Nachbarn so oft zum Spott die Gelegenheit gab. Auch der Spartaner war in Griechenland nicht beliebt, und es ist dasselbe Gemisch von Geringschätzung und erzwungener Anerkennung, mit dem heute noch die Altstämme den Preußen betrachten.

Anders liegt die Sache beim Ostmitteldeutschen, in dessen Wesensart die liebenswürdigen und lebenslustigen Saiten des Thüringers und Franken viel stärker anklingen. Die Unterwerfung und Durchdringung der Slawen mit deutscher Art hatte hier nichts von jener Härte und Gewaltsamkeit an sich, die im Norden sich geltend machte, und so hat die Wesensart des Stammes etwas Weicheres und Fröhlicheres bekommen. Am reinsten zeigt sich die Art im Schlesier, den Gustav Freytag aus eigner Abstammung heraus folgendermaßen schildert:

„Sie sind ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem

Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Elastizität, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig in der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die anderen Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe massiverer Volksnaturen. Wie das Volk ist auch sein Dialekt; breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von den Lippen; er ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern und abgeleiteten Verben, welche gemütliche Nuancen und Zustände oder Handlungen bezeichnen, er bewahrt manchen altertümlichen Namen und nicht wenig umgeformte Slawenwörter und bezeugt noch jetzt durch die vielen Besonderheiten, welche einzelne Teile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Kolonisten aus verschiedenen Gegenden der großen Heimat germanisiert wurde."

So Gustav Freytag von seinen Landsleuten; wer erkennt nicht in der heiteren freundlichen Art der Bewohner den Thüringer, in der Lebens- und Unternehmungslust den Franken, in der geringeren Arbeitsausdauer und in der Behendigkeit den slawischen Einschlag, die alle zusammen die Wesensart des Neustammes bedingt haben? Selbst einzelne Besonderheiten des Thüringers, seine religiöse Grübelei und sein musikalischer Sinn lassen sich unschwer bei dem Ostmitteldeutschen nachweisen.

Endlich der Österreicher. Als der bayrische Stamm von seiner kalten und rauhen Hochebene in die fruchtbare, sonnendurchwärmte österreichische Niederung herabstieg, traf er auf eine teils keltische und romanisierte, teils bereits slawische Bevölkerung, mit der sich die Vermischung im großen und ganzen auf friedlichem Wege vollzogen zu haben scheint. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes, das von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges völlig verschont und von den Türkenkriegen nur vorübergehend in Mitleidenschaft gezogen

ward, ermöglichte den Einwanderern ein sorgenloses Dasein und verstärkte den Zug zum fröhlichen Lebensgenuß, der schon an sich in der bayrischen Wesensart liegt, geradezu zur Genußsucht:

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk
der Phäaken;
Immer ist Sonntag, es dreht immer am Herd sich
der Spieß

läßt Schiller die Donau in den Xenien von sich sprechen, und so ward das Kennzeichen des Österreichers der sorglose Lebensgenuß, der denn freilich das geistige Streben allzu oft erstickte. Ebenfalls an Bayern erinnert das starke Anhänglichkeitsgefühl an Land und Fürstenhaus, das selbst eine moralisch so minderwertige Persönlichkeit wie Kaiser Franz II. als „unsern guten Kaiser Franz" zu feiern vermochte: immer wieder sind es die deutsch redenden Österreicher gewesen, die den wankenden Bau des vielvölkerigen Reiches zusammengehalten haben, bis denn in unseren Tagen der Zusammenbruch des längst morsch gewordenen Staatsgebäudes erfolgte. Aber daneben ging die Sorglosigkeit auch auf politischem Gebiet, die Graf Taaffe einmal treffend als ein „Fortwurschteln" bezeichnete, und die selbst ein so tatkräftiger Regent wie Josef II. nicht zu bannen vermochte: seine fortschrittliche Gesinnung und seine Reformfreudigkeit ward als unbequem empfunden, und nach dem glorreichen Aufschwung von 1809, den nur Josefs Neuerungen ermöglicht hatten, verfiel das Land wieder dem alten Schlendrian. Es ist der vollständige Mangel an Organisationstalent, ja an einfachem Ordnungssinn, die altösterreichische Schlamperei, die allmählich die Tatkraft des Altstammes zugrunde gerichtet hat. Doch blieb die kriegerische Tüchtigkeit als letztes Erbe, und auch im Weltkriege haben die deutschösterreichischen Mannschaften sie überall bewährt, aber die Fäulnis der inneren Verwaltung führte sie nutzlosem Untergang entgegen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man hier den Einfluß des slawischen Blutes erkennt, das nur schwer sich an ein geordnetes Staatswesen gewöhnt, aber es wäre ungerecht, darüber die guten Eigenschaften zu verkennen, die der slawische Einschlag

dem Österreicher gebracht hat: die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, die so stark von der bayrischen Derbheit absticht, und die musikalische Begabung, die neben den Thüringern diesen Neustamm vor allen anderen auszeichnet. Die glänzende Außenseite des Lebens ist es besonders, die der Österreicher liebt, und nur Wien hat, durch den Glanz des Kaiserhauses und den Reichtum des Hochadels unterstützt, die Kraft gehabt, neben Paris eine selbständige Mode zu schaffen. Aber freilich die soliden Eigenschaften, auf denen der Aufstieg des bayrischen Stammes beruht, haben darunter gelitten, und erst von der engen Zusammengehörigkeit mit dem Reich, die sich auf die Dauer schwer wird hintertreiben lassen, ist eine Wiedergenesung der österreichischen Wesensart zu erhoffen.

Es liegt auf der Hand, daß zunächst die neubesiedelten Gebiete im politischen und wirtschaftlichen Leben keine allzu große Rolle spielen konnten, solange die Eroberung noch neu und die Verhältnisse unbefestigt waren; dennoch brachte die rasche Entwicklung, die meistens Kolonialländern eigen zu sein pflegt, es in kurzem dahin, daß sie einen starken Einfluß auf das Leben des Gesamtvolkes gewannen, besonders von Südosten her, wo verhältnismäßig früh eine feste staatliche Einigung erfolgte. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts geriet Österreich unter die Herrschaft der Habsburger, die sich in den folgenden Jahrhunderten rasch über Tirol, Kärnten, Steiermark, Böhmen und Mähren ausdehnte, und wenn auch der habsburgische Plan, den ganzen Süden des Reiches unter einem Szepter zu vereinigen, an dem hartnäckigen Widerstand der Schweizer Waldstädte scheiterte, so hätte doch der politisch geeinigte Südosten des Reiches einem energischen Herrschergeschlecht sicher eine genügende Grundlage für eine glänzende Entfaltung der Kaisermacht gegeben, wenn nicht Österreich schon früh seine Kräfte auswärtigen Eroberungen zugewandt und darüber Deutschland vernachlässigt hätte. Allerdings machte es zweimal in der Folgezeit den Versuch, im Sinne der Herstellung des Absolutismus in die deutschen Verhältnisse einzugreifen, allein er scheiterte das erste Mal an dem politischen Genie Moritzens von Sachsen, das zweite Mal im dreißigjährigen Kriege an

dem nachhaltigen Widerstand der deutschen Fürsten, der durch auswärtige Mächte unterstützt ward. Von da an begann Österreich ausschließlich seine Kraft dem Osten zuzuwenden und die Westgrenze des Reiches zu vernachlässigen: ihre schwache Verteidigung gegen Ludwig XIV. kostete ihm die Neigungen Deutschlands, für das die Eroberungen in den Türkenkriegen keinen Ersatz boten. Innerlich begann damals die Loslösung Österreichs von Deutschland und Josefs II. Versuche, ihm durch einen Ländertausch wieder stärkeren Einfluß in Deutschland zu verschaffen, blieben ohne Erfolg, teilweise durch die bewußte Gegenwirkung Preußens. Inzwischen hatte nämlich der Nordosten, der jahrhundertelang für das Leben der Nation so gut wie gar nichts bedeutete, nach seiner Einigung unter den Hohenzollern sich unter dem Großen Kurfürsten der deutschen Aufgabe zugewandt und sich durch Friedrich den Großen die herrschende Stellung in Norddeutschland gesichert: ihm wendeten sich aufstrebende Talente als dem zukunftsreicheren Staate zu, während Österreich infolge seiner inneren Loslösung von Deutschland eine derartige Anziehungskraft nicht mehr auszuüben vermochte. Die Befreiung vom napoleonischen Joch, die unstreitig in erster Linie Preußens Verdienst war, stärkte seinen Einfluß gewaltig, und auf wirtschaftlichem Gebiet waren seine Staatsmänner eifrig bemüht, durch die Begründung des Zollbundes der politischen Einheit und dem Ausschluß Österreichs vorzuarbeiten Nach 1848 ward es klar, daß eine Auseinandersetzung nötig war, und diese endete 1866 mit dem Siege des jüngeren Kolonialstaates, auf dessen Seite der geniale Staatsmann und die bewußte Erfassung des Endziels, nämlich die Erneuerung des Reiches, entscheidend ins Gewicht fielen. Im neuen Reich hat dann Preußen, von dem die Einigung ausging, die wohlverdiente herrschende Stellung behalten, was dem Ausland als eine Verpreußung Deutschlands erschien, und das Reich bis auf die Höhe geführt, auf der es vor dem Weltkriege stand. Das Unglück war dies, daß diejenige Partei, die Preußens Politik mit geringen Unterbrechungen ein Jahrhundert lang gelenkt hat, zwar unleugbares parlamentarisches Geschick, aber wenig staatsmännische Begabung gezeigt hat. Wirtschaftlich war ihr Vorrang darauf begründet, daß die von ihr vertretenen Volks-

kreise tatsächlich imstande gewesen wären, die Ernährung Deutschlands sicherzustellen: daß sie es, trotzdem die Aufgabe von einzelnen Führern klar erkannt war, dennoch aus Schwäche oder Eigennutz unterließ, war ein schwerer Fehler, der sich im Weltkriege bitter gerächt hat. Den zweiten Fehler beging sie, als sie nicht im rechten Augenblick erkannte, daß sich im Reich der Übergang vom Agrarlande zum Industriestaat vollzog, obwohl sie selber diesen Übergang durch ihre Schutzzollpolitik begünstigt hatte, und daher den industriellen Massen hartnäckig den gebührenden Anteil an der Regierung versagte, zu der der große Staatsmann durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts im Reich bereits den Weg gezeigt hatte. Beides hat im letzten Grunde den Zusammenbruch des Reichs herbeigeführt. So hat die überragende Stellung der Neustämme in politischer Hinsicht, die sie in dem letzten Jahrhundert inne hatten, schließlich mit einer furchtbaren Katastrophe geendet, und es scheint, als ob nunmehr wieder die Altstämme, gestützt auf den von ihnen inzwischen erworbenen wirtschaftlichen Vorrang, wieder bestimmt sind, sich auch im politischen Leben der Nation stärker geltend zu machen, als bisher.

Langsamer hat sich, wenn man von der kurzen Blüte Österreichs am Ende des 12. Jahrhunderts absieht, der Anteil der Neustämme am geistigen Leben des Volkes entwickelt, und zwar tritt hier gerade der Stamm in den Vordergrund, dem eine politische Rolle nicht beschieden war. Vom Beginn des 17. Jahrhunderts ab übernehmen die Oberlausitz und Schlesien die Führung der Nation, getragen von der Renaissance, die durch die Reformation etwa auf ein Jahrhundert zurückgedrängt, nunmehr in die geistige Entwicklung einzugreifen beginnt. Mit Martin Opitz tritt Schlesien an die Spitze und hat bis zum Ende des Jahrhunderts diesen Vorrang behauptet, dann folgen ganz allmählich die Stämme des Nordostens: von unseren Klassikern sind noch Lessing und Herder, ebenso aber auch Hamann und Kant auf Kolonialboden geboren, während die Vollendung unserer klassischen Dichtung durch Kräfte erfolgt, die dem Mutterland entsprossen sind. Aber schon die Romantik zeigt wieder einen starken Einschlag aus Schlesien, woher Schleiermacher und Eichendorff stammten, und so bereitet sich

allmählich der jetzige Zustand vor, in dem kein Unterschied mehr zu merken ist. Eigentümlich dabei ist die untätige Rolle, die Österreich fast immer gespielt hat. Nach verheißungsvollen Anfängen im Mittelalter, wo der Hof zu Wien auf geistigem Gebiet mit dem thüringischen Landgrafenhof wetteiferte, folgen lange Jahrhunderte eines fast völligen Stillstandes, der teils auf die Unfähigkeit seiner Fürsten, teils auf die allmähliche Entfremdung des Südostens vom Reich und den mit großer Schärfe erzwungenen Abschluß von der großen geistigen Bewegung der Reformation zurückzuführen ist. Erst Josefs Regierung brachte neue Anregung, und allmählich entwickelte sich, ausgehend von der Architektur und der Musik, ein eigenes geistiges Leben, das dem der anderen Stämme nicht nachstand, aber doch zumeist von Fremden bestritten ward, die der Glanz des Kaiserhofes und das üppige Leben Wiens dorthin gezogen hatte. Verhältnismäßig spät erst, ausgehend von Grillparzer und Haydn, hat dann der österreichische Volksstamm selbst sich mit eigenen Leistungen daran beteiligt, hauptsächlich aber nur auf dem Gebiete der Kunst.

Wenn sonach auch das geistige Leben der Neustämme erst verhältnismäßig spät begonnen hat, so hat es sich doch auf einzelnen Gebieten außerordentlich rasch entwickelt. Dazu gehört in erster Linie die Philosophie, in der die großen Namen Leibnizens und Kants an der Spitze stehen, von dem seine Zeitgenossen, die Ostpreußen Hamann und Herder nicht zu trennen sind. An ihn knüpfen die Folgenden an, die sich mit ihm auseinandersetzen müssen; von ihnen gehören Schopenhauer und Herbart ebenfalls dem äußersten Nordosten an, während Fichte und Hermann Lotze der Oberlausitz entstammen: in Nietzsche ist dann die deutsch-slawische Mischung des Kolonialbodens besonders stark hervorgetreten. Auf religiösem Gebiet tritt Mittelostdeutschland hervor, wo dem Volk das thüringische Erbe der Anlage zur Mystik tief im Blute lag; von Jakob Böhme und Angelus Silesius führt die Linie zu dem Breslauer Schleiermacher, dessen tiefe religiöse Veranlagung ihn zum Wiedererneuerer des Protestantismus gemacht hat. Daß das südostdeutsche Besiedelungsgebiet in dieser Richtung fast ganz unfruchtbar bleiben mußte, kann nach den allgemeinen Bemerkungen nicht wundernehmen: Österreich hat keinen namhaften Denker hervorgebracht. Und dasselbe gilt auch in den Einzelwissenschaften: dem fast völligen Ausfall des Südostens steht hier eine glänzende Reihe aus dem Nordosten gegenüber, die von Kopernikus ausgehend so vielumfassende Geister wie die Brüder von Humboldt und Helmholtz aufweist. Um bei den Naturwissenschaften zu bleiben, braucht man nur an den Physiker Kirchhoff, an Rudolf Virchow und Leopold v. Buch, Fechner, v. Richthofen und Oskar Peschel, endlich an Haeckel zu erinnern, um zu erkennen, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Anteil der Neustämme am geistigen Leben der Nation im Wachsen begriffen ist; haben doch auch die Geisteswissenschaften in den Geschichtsschreibern Dahlmann und Giesebrecht ihre Vertreter gefunden. Dagegen haben die Neustämme außer den Vertretern des Herrscherhauses der Hohenzollern einen Staatsmann nicht hervorgebracht, während allerdings aus dem Soldatenstaat eine Reihe hervorragender Heerführer entsprossen sind: Gneisenau, Roon und Ludendorff waren von Geburt Preußen, wohingegen Blücher und Moltke aus dem niedersächsischen Mecklenburg und Hindenburgs Geschlecht der ebenfalls rein niedersächsischen Altmark entstammten.

Wenden wir uns dem Gebiet der Kunst zu, so hat in der Dichtkunst Schlesien unstreitig die Führung, neben ihm die Oberlausitz, wenngleich sich hier wie bei Opitz und Lessing ein Überwiegen der verstandesmäßigen Richtung geltend macht. Die eigentlich dichterische Begabung liegt mehr dem Schlesier wie in der älteren Zeit Gryphius, Scheffler und Günther zeigen; Eichendorff, Karl v. Holtei, Strachwitz, Willibald Alexis und Gustav Freytag haben den alten Ruhm Schlesiens bewahrt, und so ist denn auch der bedeutendste unter den modernen Dichtern, Gerhart Hauptmann, ein Schlesier, während sein Zeitgenosse, der Oberlausitzer Wilhelm von Polenz, wieder das Überwiegen des verstandesmäßigen Einschlags zeigt. Überhaupt beruhte die Umwälzung in der Literatur am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vorwiegend auf dem Zustrom junger Talente aus dem Osten: Sudermann, Halbe, Arno Holz sind Ostpreußen, und neben ihnen treten die Vertreter der Altstämme, die Hart, Hartleben und Schlaf mehr zurück.

Eigentümlich ist auch auf dem Gebiet der Dichtkunst die Stellung Österreichs. Nach der ersten kurzen Blüte im Mittelalter, wo Reimar, Walther und Neidhart am Wiener Hof wirkten und hier im Südosten die deutsche Heldensage ihre endgültige dichterische Ausprägung erhielt, beginnt ein eigentlich litterarisches Leben erst mit Grillparzer, an den sich dann Anzengruber, v. Saar, Marie v. Ebner-Eschenbach und der vielfach überschätzte Rosegger anschlossen. So bildete sich allmählich eine besondere österreichische Dichtung heraus, die der Umwälzung in den achtziger Jahren vorarbeitete: an ihr hat Österreich mit Hermann Bahr, Arthur Schnitzler, Hugo v. Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke rühmlichen Anteil genommen, nicht ohne sich die eigene Note zu bewahren.

Verhältnismäßig wenig haben die Neustämme auf dem Gebiet der bildenden Kunst geleistet. Erscheinungen wie die großen Baumeister Johann Fischer v. Erlach in Wien und Karl Friedrich Schinkel aus Neuruppin sind vereinzelt geblieben; von Bildhauern reihen sich ihnen Gottfried Schadow und Reinhold Begas an, und auf dem Gebiet der Malerei ragt Adolf Menzel als einsame Größe, der in seinem innersten Wesen die norddeutsche Art nicht verleugnen kann: immerhin hat auch Österreich noch eine Reihe stelbständiger Maler hervorgebracht, in denen die süddeutsche Farbenfreudigkeit stärker hervortritt. Dafür überstrahlt in der Musik Österreich alles mit dem Dreigestirn Mozart, Haydn und Schubert, dem sich in neuerer Zeit noch Anton Bruckner zugesellt hat. Es muß eben in der Blutmischung des Österreichers etwas liegen, was den Stamm äußerst empfänglich für Musik macht und hier jenes Verständnis für die Werke der Tonkunst schafft, das den übrigen Stämmen in diesem Maße abgeht: Zufall kann es nicht sein, daß auch der Rheinfranke Beethoven und der Niedersachse Brahms gerade in Wien die Stätte ihrer Wirksamkeit fanden. Zusammenfassend aber läßt sich nur sagen, daß heute ein Unterschied zwischen Alt- und Neustämmen in ihrem Anteil an dem Leben des Gesamtvolkes nicht mehr zu erkennen ist, wenn auch die eigentlichen geistigen Führer der Nation, mit Ausnahme der Philosophie und der Musik, immer noch in ihrer überwiegenden Mehrzahl den Altstämmen angehören.

Aber die rasche und glänzende Entwicklung der letzten beiden Jahrhunderte hat auch die Neustämme fest in das Leben des Gesamtvolkes eingefügt, so daß jeder Versuch, einzelne Teile politisch abzuschnüren, notwendig im Laufe der Zeit ebenso scheitern muß, wie das Bestreben, den Anschluß Deutsch-Österreichs aufzuhalten, dem es seit einem Jahrhundert mit aller Kraft zustrebt.

Sechstes Kapitel

Deutsche Wesensart

Anderthalb Jahrtausende haben die Altstämme Zeit gehabt ihre Eigentümlichkeit auszubilden, und auch die Neustämme blicken schon auf eine tausendjährige Entwicklung zurück: da ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß die allmählich entstandenen Unterschiede so bald verschwinden, wenn auch mancherlei Einflüsse am Werke sind, die auf einen allmählichen Ausgleich hinarbeiten. Unter diesen nimmt den ersten Platz die hochdeutsche Sprache ein, die sich allmählich als Sprache der Gebildeten durchgesetzt hat und das Bestreben zeigt, die heimische Mundart auf die gesellschaftlich tiefer stehenden Schichten zu beschränken, besonders wo wie in Norddeutschland und Süddeutschland die Abweichungen zwischen Hochsprache und Mundart besonders stark sind, während im östlichen Mitteldeutschland und in Thüringen die Unterschiede weniger hervortreten, weil die Hochsprache hauptsächlich aus diesen Mundarten erwachsen ist. Aber auch da, wo die Mundart auf die gesellschaftlich niedriger stehenden Schichten zurückgedrängt ist, führt sie in diesen ein umso zäheres Leben, und vor allem setzt sie sich in der Hochsprache durch, die nach Wortwahl, Tonfall und Satzbetonung in allen Teilen des Vaterlandes ein ganz verschiedenes Gepräge aufweist. Weiter hat das nun fünfzigjährige Zusammenleben der Stämme im neuen Reich und ihr Anteil an der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung der Nation zweifellos ausgleichend gewirkt: Reichsheer und Marine

haben nicht nur die Stammeseigentümlichkeiten ihrer Angehörigen bis zu einem gewissen Grade abgeschliffen — im feindlichen Ausland pflegte man das Verpreußung zu nennen — sondern zuweilen auch Regungen da zu wecken vermocht, wo früher nichts davon zu spüren war: es ist bekannt, daß in den letzten Jahren vor dem Krieg der Matrosenersatz für die Marine größtenteils aus Süddeutschland kam, das doch mit dem Seeleben sonst keinen Berührungspunkt hat. Ausgleichend wirkten ferner die großen Reichsverwaltungen, Post und Telegraphie, Zoll- und neuerdings die Reichseisenbahnverwaltung mit ihren zahlreichen Beamtenversetzungen, die die Stämme einander näher brachten und oft gerechtere Würdigung an Stelle beschränkten Aburteilens ermöglichten. Vor allem aber wirkt der allmähliche Übergang eines immer größeren Teils der Gesamtbevölkerung zu städtischer Siedelung in gleichem Sinne; je größer die Städte sind und je stärker die Stammesvermischung vor sich geht, um so stärker schleifen sich die Einzelstämme ab, und schon heute offenbart sich die echte Stammesart dem Forscher am besten auf dem Lande oder in kleinen Landstädten, wo der einzelne Stammfremde in der Masse der ortsansässigen Bevölkerung verschwindet. Allein, trotz aller Einheitsbestrebungen, wie sie z. B. auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts von vollem Erfolg begleitet sind, werden die Stammesunterschiede immer bleiben, da sie auf natürlichen Ursachen, auf der Verschiedenheit der Blutmischung und auf der verschiedenen Beschaffenheit des den einzelnen Stämmen zugewiesenen Lebensraumes beruhen.

Indessen alle diese Verschiedenheiten betreffen schließlich mehr die Oberfläche der Wesensart und offenbaren sich nur dem, der mit und unter dem Volke lebt; dem Ausländer und uns selbst, wenn wir lange in der Fremde gelebt haben, erscheinen sie nur als Abwandlungen einer und derselben Grundform, des Deutschen überhaupt, der als solcher in seiner Eigenart sich deutlich von den anderen Völkern abhebt. Stärker als das, was die einzelnen Stämme trennt, ist das, was sie zu einer Nation verbindet, und so verlohnt es sich wohl zum Schluß, den deutschen Menschen schlechthin in seiner Eigenart zu betrachten. Dazu ist eine Sammlung all der Einzelzüge notwendig, die

bei den Stämmen hervortreten, insofern die Ansätze zu allem sich im Charakter des Deutschen finden: die Schattierung ist es, das Heraustreten einzelner Züge, das Zurücktreten anderer, was dem einzelnen Stamm sein Gepräge gibt. Aber mit der einfachen Zusammenstellung dieser Einzelzüge ist es nicht getan; es gilt eine Grundtatsache zu finden, von der aus das deutsche Wesen zu begreifen ist, die seine Grundform bedingt und die eben das ist, was ihn letzthin von allen anderen Völkern scheidet. Als eine solche Grundtatsache pflegt man gewöhnlich den Individualismus zu betrachten, der allerdings in dieser Stärke nur den alten Griechen und den Germanen eigen zu sein scheint, zwei Völkern, die in ihrem Verhalten und in ihrer geschichtlichen Entwicklung auch sonst die mannigfachsten Berührungspunkte zeigen. Allein Individualismus findet sich auch bei den übrigen Völkern; vielmehr scheint es außer seiner Stärke noch eine besondere Art des Individualismus zu sein, die dem Deutschen zukommt, und diese besteht nun darin, daß der Deutsche immer und unter allen Umständen das, was seine innere Welt ausmacht, höher stellt als die ihn umgebende Außenwelt, ganz im Gegensatz zu den romanischen Völkern und auch zu den Engländern, für die die umgebende Welt eine viel stärkere Wirklichkeit besitzt. Daraus ergibt sich neben der äußeren Ruhe, die den Deutschen von dem leicht erregbaren, immer durch die Außenwelt beeinflußten Romanen und Slawen scheidet, jene Innerlichkeit, jenes Vorwiegen des Gefühls, ja jene Sentimentalität, die dem Ausländer oft so lächerlich erscheint und die es auch tatsächlich da ist, wo sie in der Politik den harten Tatsachen des Lebens gegenübersteht. Beispiele bietet die Gefühlspolitik unserer letzten Jahrzehnte genug, die uns meist nur den Haß der Fremdvölker zugezogen hat, und es ist kein Zufall, daß alle unsere großen Politiker den Nordstämmen entsprossen sind, bei denen das Gefühl hinter der nüchternen Betrachtungsweise des Verstandes mehr zurücktritt. Andrerseits liegt hier die Wurzel der ausgesprochen lyrischen Begabung unseres Volkes, die ein Gemeingut aller seiner Stämme ist. Wer den Reichtum und die Vielseitigkeit der deutschen Lyrik kennt, dem erscheint die der fremden Völker matt und eintönig. Ebenso gehört auf religiösem

Gebiet hierher das Vorwiegen der Mystik, die besonders bei den Thüringern und Alemannen heimisch, als die besondere Form der deutschen Religiosität gelten muß; es ist bezeichnend, daß sie nur bei germanischen Völkern Eingang gefunden hat, während die Romanen viel mehr von den äußeren Formen des Kultus beeinflußt werden. Endlich aber macht sich die erwähnte Grundtatsache auch im gesellschaftlichen Leben bemerkbar: das Bewußtsein seines inneren Lebens läßt den Deutschen gleichgültig werden gegen die gesellschaftlichen Formen und gibt ihm seine Abgeschlossenheit und Steifheit, ja geradezu Unhöflichkeit, die gegen den lebhaften, höflichen Franzosen und gegen den anpassungsfähigen und anschmiegsamen Slawen oft so unvorteilhaft absticht; „man lügt im Deutschen, wenn man höflich ist." Immerhin hat das Wort nur da Geltung, wo sich das unverfälschte reine germanische Blut bewahrt hat; diejenigen Stämme, bei denen keltische oder slawische Blutmischuug vorliegt, machen eine rühmliche Ausnahme. Rheinfranken und Schlesier zeigen in dieser Hinsicht schon eine viel freiere Art, und wer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit des Verkehrs bei den Deutschen sucht, der wird vor allem in Österreich auf seine Rechnung kommen. Übrigens gehört es dazu und erklärt sich auch aus der Sinnesart des Deutschen, daß er sich leicht verletzt fühlt und sich um so mehr auf sein Inneres zurückzieht; die Kehrseite seiner Abgeschlossenheit nach außen bildet es dann, daß er sich um so offner und herzlicher im Kreise seiner Familie gibt. Das deutsche Familienleben hat infolgedessen immer als besonders innig gegolten, und dies betrifft auch die Stellung der Frau, die keineswegs so gedrückt ist, wie ausländische Stimmen gewöhnlich behaupten. Der Beweis liegt darin, daß die Frauenbewegung von den angelsächsischen Völkern ausgegangen ist und in Deutschland nur einen geringen Bruchteil der Frauen ergriffen hat. Daran hat auch die politische Gleichstellung der Frau, die seit der Umwälzung zur Tatsache geworden, bisher nur wenig geändert; viel eher wäre die Notwendigkeit des Geldverdienens für die einzelnen Familienmitglieder geeignet, auflockernd auf das Gefüge der deutschen Familie zu wirken, und es wird sich zeigen, ob sie diese Belastungsprobe zu ertragen vermag.

Nirgends aber gilt so wie hier die Bemerkung, daß das Leben in den großen Städten nicht für die Beurteilung des Gesamtvolkes maßgebend sein darf.

Es liegt nun in der Natur der Sache, daß dem Deutschen dieser Zwiespalt zwischen seiner inneren Welt und der Außenwelt ins Bewußtsein tritt, und da ist es von Wichtigkeit, daß unter seinen Seelenkräften der Wille die Oberhand hat, daß er also seine innere Welt nicht nur als ein Seiendes, sondern der Außenwelt gegenüber als ein Seinsollendes empfindet, das gebieterisch den Ausgleich fordert. Dieser Ausgleich kann bei den einzelnen sehr verschieden ausfallen; manchem genügt es, ihn lediglich im Gedanken zu vollziehen und sich eine Traum- und Wunschwelt zu erschaffen, in der er zu leben vermag, wenn sie auch mit der wirklichen Außenwelt an allen Ecken und Kanten zusammenstößt: das sind die Naturen, die die fremden Nationen im Auge haben, wenn sie den Deutschen als einen unpraktischen Träumer bezeichnen, der nur in seinen Einbildungen lebe und der Wirklichkeit hilflos gegenüberstehe. Übrigens hängt hiermit auch wahrscheinlich die oft beklagte Neigung zu alkoholischen Getränken zusammen, die mit ihrer Wirkung das quälende Gefühl des Widerspruchs zu übertäuben geeignet sind. Andere wieder verlegen das Wunschland nicht ins Jenseits der Träume, sondern sind von seinem Vorhandensein im Diesseits überzeugt, und so ziehen sie aus, das Land ihrer Sehnsucht zu gewinnen: dies und nicht bloße Abenteuererlust ist der tiefere Grund für den Zug in die Fremde, der so vielen deutschen Stämmen anhaftet. Aber die lockende Fremde hält selten, was sie verspricht, und dann keimt im Herzen des Deutschen das Heimweh auf, das in unserer Dichtung so oft ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Oder aber er findet sich entschlossen mit dem Zwiespalt ab und nimmt die Dinge der Außenwelt, wie sie sind, als das einzig Wirkliche; dann stirbt das eigentlich Deutsche in ihm ab, und nun kostet es ihm nichts mehr, sein Volkstum zu vergessen und in der fremden Nation aufzugehen. So liegen die rührende Anhänglichkeit an das Vaterland und die oft beklagte Leichtigkeit, mit der der Deutsche in der Fremde sein Volkstum aufgibt, oft dicht beieinander, und es ist das Temperament, das

hier den Ausschlag gibt. Der Glaube, daß es anderswo besser sei, steckt eben vielen Deutschen im Blut, und er ist auch im letzten Grunde die Wurzel der albernen Ausländerei, die uns vor dem Auslande selbst oft so lächerlich erscheinen läßt.

In den meisten Fällen aber treibt der übermächtige Wille den Deutschen jenen Ausgleich, koste es was es wolle, zu erzwingen, und so ist der Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit recht eigentlich sein Lebenselement: weil er ihn in vorbildlicher Weise durchgekämpft hat, ist Schiller der Lieblingsdichter der Nation geworden, der eben deshalb nie vom Ausland verstanden werden wird. Im Bestreben, das was in ihm lebt, in der Außenwelt zu verwirklichen, entfalten sich die besten Eigenschaften des Deutschen: vor allem da, wo es sich um die Überwindung äußerer Feinde handelt, jene Kampfeslust und Kampfesfreudigkeit, die allen seinen Stämmen eigen ist und ihn zu einem so hervorragenden Krieger gemacht hat, dessen Tüchtigkeit und Überlegenheit sich im letzten Krieg auch einer Welt in Waffen gegenüber bewiesen hat: trotz alles jetzt beliebten Pazifismus tritt sie im Kinderspiel wie in der Rauflust der Erwachsenen zutage. Anders stellt sich die Sache im bürgerlichen Leben, da wo der Widerstand in den Verhältnissen liegt: hier zeigt sich eine Zähigkeit und Beharrlichkeit ohne gleichen, die mit einer unverwüstlichen Arbeitskraft verbunden letzthin über alle Hindernisse triumphiert. Die Entwickelung des deutschen Volkes in den fünfzig Friedensjahren gibt dafür den glänzendsten Beweis, und in dieser Eigenschaft liegt die Hoffnung auf eine bessere Zukunft beschlossen. Immerhin ist es bemerkenswert, daß diese hartnäckige Energie nur dem reinblütigen Deutschen eigen zu sein scheint: wie Österreichs Beispiel zeigt, hat die allzu starke slawische Blutmischung nach dieser Richtung nicht günstig eingewirkt. Aber auch die inneren Widerstände gilt es zu überwinden, die sich der Verwirklichung des Ideals entgegenstellen: daher der tiefe Ernst, mit dem der Deutsche an die sittlichen Probleme herantritt: kein Volk hat die Pflicht der inneren sittlichen Erneuerung so betont wie das deutsche, besonders dann wenn sich sein äußeres Geschick ungünstig gestaltete. Selbst bis in sein Verhältnis zur Kunst läßt sich dies Streben nach Herstellung des innerlich als richtig Erkannten

verfolgen. Der Deutsche ist von Natur Expressionist; Impressionismus war immer nur französische und zuweilen nordische Importware, die sich niemals auf die Dauer behaupten konnte. Nichts ist bezeichnender dafür als eine Äußerung Böcklins, die uns Gustav Floerke überliefert hat. Er verlangt darin, daß der Künstler allerdings die Vertrautheit mit den Formen der Natur an ihr selbst d. h. am Modell gewonnen haben müsse, aber er müsse diese Formen so vollständig in sich aufgenommen haben, daß er beim eigenen Schaffen frei mit ihnen schalten und sie jeden Augenblick ohne Modell wiedergeben könne d. h. mit andern Worten: der Künstler muß die Naturformen vollständig bezwungen und mit seinem Geiste durchdrungen haben. Das klingt etwas anders als der berühmte Glaubenssatz des Impressionismus von dem coin de la nature, vu à travers d'un tempérament und hat dem Schaffen der wahrhaft großen deutschen Künstler jene persönliche Note aufgedrückt, die ihr Werk aus Tausenden heraus erkennen läßt. Damit hängt es zusammen, daß der Deutsche in der Kunst nicht sowohl das Schöne, als das Charakteristische bevorzugt; überhaupt ist ihm Schilderung der Wesensart die Hauptsache, und so neigt er durchweg zum Heldendrama, während das soziale Drama meist fremde Einfuhrware und für die eigentlichen deutschen Dramatiker, wie Schiller und Hebbel stets nur Durchgangsstufe gewesen ist. Daher kommt es auch, daß uns die Komödie so wenig liegt, die den Menschen im Kampf und unter der Herrschaft des gesellschaftlichen Lebens darstellt, während jeder Deutsche im Kampf des tragischen Helden, der sich der Welt gegenüber durchzusetzen sucht, stets seine eigene Angelegenheit erkennt. Und ähnliches läßt sich in der Lyrik, im Verhältnis des Deutschen zu der Natur beobachten. Auch die Romanen zeigen eine außerordentlich feinsinnige Beobachtung der Natur, was aber die deutsche Lyrik auszeichnet, ist die innere Beseelung der Außenwelt, die der Dichter in Einstimmigkeit mit sich fühlt d. h. mit andern Worten, der er seine Stimmung aufprägt. In jedem Deutschen steckt ein Stück von Fichte, der in der Außenwelt, dem Nichtich, eine formlose, tote Masse steht und ihr nur insofern Wert beimißt, als das Ich ihm sein Gepräge aufdrückt.

Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten, und so ist es selbstverständlich, daß in der deutschen Wesensart manche üblen Eigenschaften auftreten, wie sie die notwendigen Begleiterscheinungen seines starken Willens sind. Dahin gehört der Eigensinn, die Verbohrtheit in gewisse Ideen und die Rechthaberei: nirgends findet man so viel eigenwillige, unduldsame und streitlustige Naturen, wie in Deutschland; ja, dem Fremden gilt dieser Eigensinn als typisch, wobei er meist geneigt ist, die gute Kehrseite zu übersehen. Am verderblichsten ist dieser Zug der deutschen Wesensart stets auf politischem Gebiet hervorgetreten, wo er jene Zerrissenheit der Parteien erzeugt hat, die so oft die Tatkraft des Volkes nach außen lähmt, weil die Partei über das Vaterland gestellt wird. Das Schlimmste dabei ist die politische Verhetzung, die nirgends leichter eintritt als bei uns: eben weil seine eigene politische Überzeugung irrational ist und viel weniger auf verstandesmäßiger Überlegung, als auf seiner innersten Willensnatur beruht, vermag er in dem Gegner nicht den Menschen zu sehen, der dasselbe will, nur auf anderm Wege, und so pflegen politische Unterhaltungen auch unter Freunden, mögen sie anfangs noch so leidenschaftslos geführt werden, fast immer mit einem Mißton zu enden. Diese politische Unduldsamkeit verbunden mit der Unfähigkeit, die Dinge der Außenwelt zu sehen wie sie sind, erzeugen jenen Mangel an politischer Begabung, der dem Deutschen eignet und der geradezu vernichtend wirken müßte, wenn er nicht durch einen andern, dem Deutschen eigentümlichen Zug gemildert und ausgeglichen würde. Das ist seine Neigung, den eigenen Willen nach freier Wahl einem andern ein für allemal unterzuordnen, sei dies nun ein unpersönlicher oder Gemeinwille, wo denn die Erscheinung sich als Korpsgeist, Standes- oder Solidaritätsbewußtsein kundgibt, oder dem Willen eines Einzelnen, dem der Deutsche dann Treue bis zum Tode zu halten geneigt ist. In dieser letzten Form ist die Sache sehr alt; sie fiel schon den Römern auf, wie Tacitus' Darstellung des Gefolgschaftswesens beweist, und all das Rühmliche, was von deutscher Treue erzählt wird, geht auf diese Erscheinung zurück. Anstelle der wirklichen Gefolgschaft ist später die geistige getreten; auf ihr beruht die geradezu ungeheure Gewalt, die

volkstümliche Helden, wie Luther und Bismarck über unser Volk ausgeübt haben; auch die Treue gegen das angestammte Herrscherhaus findet hierin am ungezwungensten ihre Erklärung. Die andere Form, die der Unterordnung unter einen Gesamtwillen, ist eigentümlicherweise bei den Süddeutschen nicht so ausgeprägt wie bei den Nordstämmen. Sie kann an natürliche Verhältnisse anknüpfen, wie die Verbände gegen die Einbrüche des Meeres im Friesland, sie kann aber auch in politischer und militärischer Notlage ihren Grund haben, wie die den Nordoststämmen eigentümliche Neigung zur Subordination, sie kann endlich unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse sich herausbilden, wie die Vereinigung des Proletariats zur Sozialdemokratie, die von Mitteldeutschland ihren Ausgang genommen hat. Alles aber hat zusammengewirkt, dem an sich störrisch-individualistischen Deutschen jenen großartigen Zug zur Organisation und jene Organisationsfähigkeit aufgeprägt, die ihn zweifellos den übrigen Nationen auf vielen Gebieten überlegen gemacht hat. Es war unser Unglück im letzten Kriege, daß die beiden stärksten Organisationen, Volksheer und Sozialdemokratie zueinander in Gegensatz traten, in einen Gegensatz, der aber nur in zufälligen Umständen, nicht in der Natur der Sache lag. Es ist sehr wohl denkbar, daß in Zukunft beide Organisationen sich in der Wahl des Zieles zusammen finden, was zu einer unerhörten Kraftentfaltung der Nation führen müßte. Übrigens läßt sich diese Form der freiwilligen Willensübernahme auch auf das ethische Gebiet verfolgen: gegenüber der Forderung des Sittengesetzes vermag sich der Mensch nur dadurch zu behaupten, daß er sich freiwillig ihm unterwirft und „die Gottheit in seinen Willen aufnimmt"; mit dieser Formel hat der Dichter die innersten Regungen der Volksseele zum Ausdruck gebracht.

Es ist klar, daß bei einem so ausgesprochenen Willensmenschen, wie es der Deutsche ist, auch die Verstandestätigkeit, sowohl in ihrem Verlauf wie in ihrer Wesensart stark von der Willensseite her beeinflußt wird. So wie der Wille des Deutschen nicht ruck- und stoßweise, sondern dauernd und nachhaltig sich betätigt, so ist auch seine Verstandesarbeit langsam und gründlich, von zäher Ausdauer, bis ins Kleinste gehend

und oft genug sich darin verlierend. Seine Kritik macht nirgends halt, weder vor der Realität der Außenwelt noch vor den Gesetzen der Gesellschaft, die der positivistisch gerichtete Romane doch immer respektiert: der Deutsche sucht bis zu den Grundlagen vorzudringen, selbst auf die Gefahr hin, daß er den Boden unter den Füßen verliert, und der Wille zur Wahrheit steht ihm nach einem berühmten Worte Lessings fast höher als die Wahrheit selbst. Dabei arbeitet er ohne Rücksicht auf den äußeren Erfolg, der bei unsern westlichen Nachbarn, Franzosen wie Angelsachsen, eine viel größere Rolle spielt: „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben". Ferner ist das Wesen der Verstandestätigkeit weniger analytisch, wie bei unsern westlichen Nachbarn, woher es auch kommt, daß der Deutsche in der Darstellung selten die Klarheit der Franzosen und Engländer erreicht; dafür entschädigt er durch Gedankentiefe, die darauf beruht, daß er vorwiegend synthetisch arbeitet. Die Einbildungskraft, die selber stark vom Willen her beeinflußt wird, durchdringt sein Denken: alle Kritik dient meist nur dazu, den Grund zu klären, auf dem die aus der inneren Welt stammende eigene Schöpfung aufgebaut wird. Diese Eigentümlichkeit seiner philosophischen Spekulation beherrscht aber auch sein praktisches Denken: nicht die hervorragende Schulbildung, wie die Ausländer meinen und über die man doch im Lande selbst sehr verschiedener Ansicht ist, sondern die eigentümliche von der Phantasie befruchtete Art des deutschen Denkens hat uns jene Überlegenheit auch in der praktischen Anwendung der Wissenschaft gegeben, die uns in Handel und Industrie in die vorderste Reihe der Nationen gebracht hat. Kaum ein Land hat so viele Erfinder hervorgebracht; freilich haben sie kaum sonst irgendwo sich so wenig um ihr Werk bekümmert, daß Fremdstämmige den Nutzen davon zogen: man sieht, wie die Gleichgültigkeit in der Schätzung der Außenwelt und der starke Einfluß des Willens bei uns durchaus die Verstandestätigkeit beherrschen.

Es ist nicht leicht, den Deutschen zu verstehen. Nicht jedem ist es gegeben, bis zu den Wurzeln vorzudringen, aus denen die mannigfachen Widersprüche, die die deutsche Wesensart auf den ersten Blick aufweist, gemeinsam entsprießen, und den

übrigen Nationen ist es nicht gelungen, wie das der Verlauf des Krieges dargetan hat. Man kann ihnen das nicht so übelnehmen, wenn auch viel absichtliche Verhetzung dabei gewesen ist, zumal die alte Schablone vom „Volk der Dichter und Denker", die im Anfang des vorigen Jahrhunderts geprägt ward, als die deutsche Romantik ihren Siegeszug durch Europa antrat, auf den modernen Deutschen der letzten sechzig Jahre allerdings nicht mehr passen wollte. Nicht als ob sich die deutsche Wesensart von Grund aus verändert hätte, was an sich unmöglich ist, aber unter der Einwirkung des gewaltigen Staatsmanns, dessen Bild sich unvergänglich dem Deutschen eingeprägt hat, sind die lange schlummernden Kräfte des Willens viel stärker hervorgetreten wie vorher und haben den glänzenden Aufstieg der Nation bewirkt, der uns zum Verderben wurde. Die Schnelligkeit, mit der er vor sich ging, erschien den fremden Nationen unheimlich, und die Besorgnis für die eigene Stellung setzte sich in Haß gegen den aufstrebenden Nebenbuhler um, für den die glänzend scharfgeschliffenen Sätze des verwegensten unsrer Philosophen einen billigen Vorwand abgaben. Ihnen zuliebe unsre Entwickelung zurückzuschrauben und den Geist von Weimar an die Stelle des Geistes von Potsdam zu setzen, haben wir keinen Grund, ganz abgesehen davon, daß es kindlich ist, an eine derartige Möglichkeit zu glauben: unsre Pflicht ist es, dem Stern der Nation zu folgen, der jetzt von Wolken verhüllt ist, und diejenige Aufgabe zu erfüllen, die uns in der Welt beschieden ist.

*

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde (W. u. B.) Von Professor Dr. H. Fischer. 2. Auflage 143 Seiten

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, der greife zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann." Frankfurter Zeitung.

Deutsche Altertümer Von Professor Dr. O. Lauffer

Auf wenigen Seiten gibt hier unser bester Kenner der deutschen Altertümer in geschichtlichen Querschnitten eine Übersicht über das ganze Gebiet. Das Heftchen eignet sich wie die Deutschkundliche Bücherei überhaupt für den Schulunterricht und Volkshochschulkurse.

Deutsche Sitte (D. B.) Von Professor Dr. O. Lauffer

Eine Sittengeschichte im Abriß, die das Wichtigste vom germanischen Erbe in Ehe und Brautstand erzählt, von den freieren Einwirkungen und von dem, was im geschichtlichen Wandel bis heute daraus geworden.

Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben. Skizzen zur deutschen Volkskunde. (W. u. B.) Von Dr. Heinrich Marzell. 130 Seiten

„Eine kurze und doch alles Wesentliche zusammenfassende Schrift über Volksbotanik war längst ein Bedürfnis unserer Wissenschaft. Marzell, unser bester Kenner auf diesem Gebiete, hat ihm mit dem vorliegenden Büchlein abgeholfen. Bei seiner Behandlung der Pflanzen im Laufe der Jahresfeste, in der Volksmedizin, im Hexen- und Zauberglauben usw. bringt er eine Fülle von Einzeltatsachen mit genauer Angabe der Quellen und Literaturhinweise." Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

Deutsche Ortsnamenkunde Von Archivar Dr. F. Mentz. 115 Seiten

„Es hat bisher an einem einfachen, auch für weniger sachwissenschaftlich Gebildete brauchbaren Führer und Berater bei der Beschäftigung mit den Namen gefehlt. Sehr dienlich erscheint da die von Mentz verfaßte Ortsnamenkunde. Auf 114 Seiten meistert der Verfasser einen außerordentlich reichen Stoff. Nach der räumlichen Seite spannt er den Rahmen über das ganze Deutsche Reich, auch über die Teile, die gegenwärtig nicht mehr zu ihm gehören." Kölnische Volkszeitung.

Grundzüge der deutschen Volkskunde Von Professor Dr. Hans Naumann. 158 Seiten.

„Eine Volkskunde in ihrem Grundzügen liegt hier vor, die zum ersten Male den ungeheuren Stoff, der sich in zwei Menschenaltern gehäuft hat, ordnet und in sich wieder einheitlich verbindet, die aber durch die Überlegenheit des Forschers einen wesentlichen neuen Aufbau zeigt. Das ganze Werk ist eine wissenschaftliche Tat. Professor R. Mielke. Reichsbote

Städtebaukunst Von Beigeordneten Dipl.-Ing. H. Ehlgötz. 163 Seiten mit 74 Abbildungen.

„Dies vortreffliche Werk behandelt den Städtebau nicht etwa nur von der künstlerischen Seite, sondern auch unter volkswirtschaftlichen, hygienischen, verwaltungstechnischen und gesetzgeberischen Gesichtspunkten. Dabei merkt man stets die reiche Erfahrung des Städtebauers." Berl. Morgenzeitung

Das deutsche Haus in Dorf und Stadt Von Professor Dr. O. Lauffer. 126 Seiten mit 8 Tafeln.

„Ein prächtiges Stück deutscher Kulturgeschichte, umsomehr interessanter, als sie noch heute jeder selbst allenthalben studieren kann, wenn ihm erst das Auge für Beobachtungen geöffnet ist. Immer mehr erkennt man, wie alle Bebauungspläne von Dorf und Stadt an die alten schönen Siedlungs- und Bauformen anknüpfen müssen, wenn wirklich künstlerisch harmonische Neuschöpfungen entstehen sollen." Osnabrücker Zeitung

Das Dorf Ein Handbuch zur künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung. Von Professor R. Mielke. 296 Seiten mit 200 Abb.

„Es ist ein prächtiges Buch, das in seiner Vollständigkeit bisher von keinem erreicht oder übertroffen sein dürfte .... Der, von tiefer Sachkenntnis, treffendem Urteil und systematischer Strenge zeugende Text muß jeden erfreuen, der es mit dem Bauern gut meint und mit der Heimatpflege, jenem ziemlich jungen, aber starktreibenden Sproß der Kunstbestätigung, ernst nimmt." Soziale Kultur

Deutsche Namenkunde Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 2. Auflage. 45 Seiten.

„Eine Darstellung mit solcher Klarheit und Übersichtlichkeit, wie man sich's nicht besser wünschen könnte. Wie oft bietet sich auch in der Schule Gelegenheit, in der deutschen Sprache oder in der Geschichte einen Namen zu erklären. Wenn man nur immer Herr des Stoffes wäre. Hier ist die Anleitung dazu." Württemb. Schulwochenblatt

Deutsche Ortsnamenkunde Von Archivr. Dr. F. Menz. 114 Seiten.

Eine knappe, alles Richtige enthaltende Darstellung dieses noch viel zu wenig bekannten Gebietes, mit besonderer Einstellung auf die Verwertung im Deutschunterricht.

Erdkundliches Wanderbuch Von Professor Dr. S. Passarge. 2 Bände.

„Der deutsche Meister der Landschaftsforschung beschert uns eine klare und äußerst praktische Anleitung zu geograpischen Beobachtungen für Reisende und Wanderer, die Land und Leute richtig kennen lernen wollen. Das Buch kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen. Ein erfahrener Forscher lehrt hier zu beobachten und zu werten.“ Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaft

Das Studium der Erdkunde Von Geheimrat Professor Dr. Lehmann. 2 Bände.

„Lehmann vermittelt eine das Material aufs stärkste konzentrierende Einführung in die erdkundliche Wissenschaft. Sie ist in erster Linie für Studierende, im besonderen für künftige Lehrer der Erdkunde an höheren Schulen bestimmt, wendet sich aber auch an bereits amtierende Lehrer und an Hochschuldozenten. Die gesamten Fragen des zweckmäßigen Studiums, die große Literatur, Probleme der allgemeinen Erdkunde, wie auch der Länderkunde insbesondere, finden Zusammenfassung und Klärung durch einen der ersten Fachmänner.“ Literaturblatt der Frankfurter Zeitung

Mitteleuropa Von Professor Dr. G. Braun. 160 Seiten mit 2 Karten.

„Eine knappe, aber in ihrer Knappheit gerade besonders anregende und zudem in ihrer stofflichen Durcharbeitung sogar vollständigere Darstellung des Gebiets mit erweitertem geographischen Rahmen. Es soll dem gebildeten Laien an einem Beispiel zeigen, wie die wissenschaftliche Erdbeschreibung der Gegenwart arbeitet, und andererseits soll es aber auch dem Geographen ein Hilfsmittel bei einschlägigen Studien sein. Diese doppelte Aufgabe erfüllt das Büchlein in überraschend gelungener Weise.“ Geographische Zeitschrift

Die Bodenschätze Deutschlands Von Professor Dr. L. Milch. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

„Das vorliegende Bändchen behandelt die Kohlen und Salze . . . Wir erfahren das hauptsächlich Wissenswerte über Bildung, Förderung, wirtschaftliche und technische Bedeutung der verschiedenen brennbaren Bodenschätze Deutschlands, zu denen neben Torf und den verschiedenen Kohlenarten auch das Erdöl und der Asphalt gehören.“ Kosmos

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Herausgegeben von **Konrad Höller** und **Georg Ulmer**

Jeder Band von 140-200 Seiten mit zahlreichen Abbild. Geb. M. 6.—

An die Jugend wenden sie sich und an den Mann aus dem Volke, um mit ihrer streng allgemeinverständlichen und also im besten Sinne populären Darstellung Kenntnis der Natur und Anregung zu eingehender Beschäftigung mit ihren Erscheinungen in die weitesten Kreise zu tragen. Schule und Haus haben in gleicher Weise alle Ursache, dieser neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek die ernsteste Beachtung zu schenken. Jedes dieser Bändchen ist ein Muster einer vornehmen und allen Ansprüchen genügenden Ausstattung. Aus der Natur.

- **Aus Deutschlands Urgeschichte** Von G. Schwantes 2. Aufl.
- **Der deutsche Wald** Von Professor Dr. M. Buesgen 2. Aufl.
- **Die Heide** Von W. Wagner
- **Im Hochgebirge** Von Prof. E. Keller
- **Tiere d. Vorzeit** Rektor E. Haase
- **Kultur und Tierwelt** Von Professor Dr. K. Guenther
- **Die Tiere des Waldes** Von Forstmeister K. Sellheim
- **Unsere Singvögel** Von Professor Dr. A. Voigt
- **Das Süßwasseraquarium** Von E. Heller
- **Reptilien- und Amphibienpflege** Von Dr. P. Krefft
- **Bienen u. Wespen** Von Ed. Scholz
- **Bilder aus dem Ameisenleben** Von H. Viehmeyer
- **Die Schmarotzer der Menschen und Tiere** Von Dr. v. Linstow
- **Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer** Von E. Reukauf
- **Unsere Wasserinsekten** Von Dr. Ulmer
- **Aus Seen und Bächen** Von Dr. G. Ulmer
- **Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt** Von Dr. W. Gothan
- **Wie ernährt sich die Pflanze?** Von O. Krieger
- **Niedere Pflanzen** Von Professor Dr. R. Timm
- **Die Pflanze im Landschaftsbilde** Von Gartenarchitekt H. Maasz
- **Häusliche Blumenpflege** Von P. F. F. Schulz
- **Gartenlust und -leben** Von Gartendirektor F. Zahn
- **Der deutsche Obstbau** Von F. Meyer
- **Vulkane und Erdbeben** Von Professor Dr. Brauns
- **Chemisches Experimentierbuch** Von O. Hahn
- **Die Photographie** Von W. Zimmermann
- **Beleuchtung und Heizung** Von J. F. Herding
- **Die gesunde Wohnung u. ihre sachgemäße Benutzung** Von Dr. M. Fürst
- **Kraftmaschinen** Von Ingenieur Ch. Schütze
- **Signale in Krieg und Frieden** Von Dr. Fr. Ulmer
- **Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen** Von Dr. F. Dannmeyer

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Roman. 339 Seiten. 9. bis 13. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— ::

Die Gottesfreundin Roman. 397 Seiten. 6. bis 9. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: ::

Seit ich zuerst sie sah Roman. 430 Seiten. 9. bis 12. Tausend. Geheftet M. 12.—. Gebunden M. 20.— ::

Das heiligste Tier Ein elysisches Fabelbuch. 384 S. mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

Die Hügelmühle Roman. 3. Auflage. 453 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 16.— :: :: :: :: ::

Die Weltwanderer Romandichtung. 9.—13. T. 597 Seiten. Geheftet M. 18.— Gebunden M. 28.— ::

Reif für das Leben Roman in 5 Büchern. 2. Auflage. 447 Seiten. Geheftet M. 12.— Gebunden M. 20.—

An der Grenze Roman. 280 Seit. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Die Hirtin und der Hinkende Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. 139 S. Geh. M. 4.—. Geb. M. 8.—

Madonna della laguna Eine venetianische Künstlergeschichte. Geheftet M. 8.—. Geb. M. 14.— :: ::

„Gjellerup ist nicht einer der üblichen Unterhaltungsschriftsteller, die durch Glätte und berechneten Effekt sich schnell den Beifall der Menge gewinnen. Er meidet die billigen Pfade einer Kunst, die nur den Wünschen nach Sinnesreiz oder hohlen Allgemeinplätzen dient. Seine Werke stellen Anforderungen auch an den Leser. Gjellerup stellt die großen Menschheitsprobleme zur Erörterung. Er will, daß sein Leser sich auch innere Werte gewinnt. Seine Bücher überdauern die Mode und werden ihren Wert über den Tageserfolg weit hinaus behalten. Man nimmt sie immer wieder gern zur Hand, um aus einzelnen Partien Anregung und Versöhnung mit dem Dasein zu schöpfen. Sie können uns Lebensbegleiter werden."

Die Post.

Wilhelm Scharrelmann

Jesus der Jüngling Roman. 281 Seiten. Geheftet M. 11.—. Gebunden M. 18.— :: :: :: :: ::

Täler der Jugend Roman. 215 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.— :: :: :: :: :: :: ::

Selige Armut Roman. 255 Seiten. Geheftet M. 6.—. Gebunden M. 10.— :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 4. Auflage. 188 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 14.— ::

Schweigende Liebe Ein Liebesalmanach mit 12 farb. Monatsbildern. 210 S. Geheftet M. 11.—. Geb. M. 18.—

Die Fahrt ins Leben Bilder und Geschichten. 2. A. 264 Seiten. Geheftet M. 9.—. Gebunden M. 15.— ::

Geschichten aus der Pickbalge Erste Folge. 8. Auflage. 192 Seiten. Gebunden M. 8.— :: :: :: ::

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalge-Geschichten. 269 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—

Die Hochzeit in der Pickbalge 144 Seiten. Geheftet M. 5.— :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Bei Scharrelmanns Werken hat man den Eindruck eines Baumes, der sich ruhig wachsend immer reicher entfaltet, vielgestaltet, und doch von einer inneren Naturmacht einheitlich zusammengehalten. Im Schatten dieses Baumes, dessen Zweige in den Himmel verlangen, ist gut weilen für alle, die auf der Wallfahrt sind, sich selber zu finden."

Weser-Zeitung.

